

SCHNELLER

MAGAZIN ÜBER CHRISTLICHES LEBEN IM NAHEN OSTEN



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

34/2025



Liebesbriefe
an die Christen im Nahen Osten

Ausserdem:
Quo Vadis
Libanon?

LIEBESBRIEFE AN DIE CHRISTEN IM NAHEN OSTEN

- 2 Die Geburt des Sohnes Gottes im Herzen
Besinnung
- 4 Christlicher Glaube überlebt im Dienen und Ausharren
Vorbilder in Geduld, Demut und Friedenssehnsucht
- 8 Die alten Texte leuchten ins Hier und Heute
Verbeugung vor der lebendigen Theologie des Oriens Christianus
- 12 „An eurem Mut möchte ich mir ein Beispiel nehmen“
Eine Liebeserklärung an die Christinnen und Christen im Nahen Osten
- 14 Weil sie die Hoffnung verkörpern
Liebesbrief an die protestantischen Geschwister im Nahen Osten
- 16 Ein neuer Blick auf das Leben, die Welt und den gemeinsamen Glauben
Eine persönliche Danksagung an die Geschwister im Nahen Osten

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

- 19 Roter Faden „Hoffnung“
Abschied und Rückblick nach vielen Jahren Schneller-Magazin
- 24 Gelacht, geweint, gefeiert
Eine respektable Bilanz nach 25 Jahren Zusammenarbeit
- 26 Zwischen Raketenalarm und Klostersgemeinschaft
Ein Jerusalem-Besuch in bewegten Zeiten
- 28 Wichtiges Bindeglied zwischen Hier und Dort
Ehemalige Freiwillige treffen sich in Stuttgart
- 30 Mitgliederversammlung und Jahresfest des Schneller-Vereins 2025

QUO VADIS LIBANON

- 34 Hoffnung als Weg des Glaubens
Besinnung
- 36 Der Sehnsucht nach Wahrheit und Transformation begegnen
Ein neuer Naher Osten braucht gut ausgebildete TheologInnen
- 38 Die Stürme sind heftig, aber die Segel gesetzt
Über eine sich selbst verstärkende Hoffnung
- 40 „Als Christ habe ich die Pflicht, zu dienen“
Interview mit Minister Kamal Shehadi über die Zukunft des Libanon
- 43 Buchbesprechungen
- 49 Leserbrief, Impressum

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit dieser Ausgabe verabschiede ich mich nach 23 Jahren als Leitende Redakteurin des Schneller-Magazins. Insgesamt 81 Ausgaben durfte ich konzipieren und gestalten. Bei der nochmaligen Durchsicht habe ich mich an viele einzelne Begegnungen und Gespräche in all den Jahren wieder erinnert. Was für ein Schatz! Wie sehr mich diese Arbeit persönlich geprägt hat, können Sie ab Seite 19 lesen. Es ist ein etwas längerer „Liebesbrief an die Geschwister im Nahen Osten geworden“.



Auch andere haben die Erfahrung gemacht, wie sehr die Auseinandersetzung mit dem gelebten Christentum im Nahen Osten die eigenen Augen für neue Horizonte öffnet, wie sie neugierig macht auf eine Kirchengeschichte, die sehr viel weiter reicht als bis zur Reformation, die sensibilisiert für andere Religionen und immer wieder auf die zentralen Fragen des christlichen Glauben stößt. In dieser Ausgabe schreiben Menschen, die in ganz unterschiedlichen Kontexten mit nahöstlichen Christen zu tun haben, warum ihnen die Glaubensgeschwister wichtig geworden sind.

Sie werden es vielleicht schon bemerkt haben. Das vorliegende Heft ist dicker als gewöhnlich. Das lässt sich einfach erklären. Weil durch meinen Weggang manche Dinge intern neu geklärt werden müssen und das Zeit braucht, haben wir entschieden, die September- und Dezemberausgabe des Schneller-Magazins als Doppelnummer herauszugeben. Sie finden deswegen neben den „Liebesbriefen“ noch einen zweiten Schwerpunkt mit dem Titel „Quo Vadis Libanon?“ Verschiedene Autoren aus dem Libanon schreiben darin, wo sie ihr Land nach so vielen Jahren der politischen und wirtschaftlichen Krise und in den neuen Machtverhältnissen in der Region sehen.

Nun bleibt mir ein letztes Mal, Ihnen allen eine gute Lektüre des Schneller-Magazins zu wünschen. Bitte bleiben Sie dem Heft und den Schulen verbunden. Ich jedenfalls werde dies tun.

Mit den besten Wünschen für eine gesegnete Adventszeit
Ihre

Katja Dorothea Buck

Die Geburt des Sohnes Gottes im Herzen

Und sie gebär ihren Sohn, den Erstgeborenen, und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in die Krippe, weil für sie kein Raum war in der Herberge. Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Feld, die bewachten ihre Herde in der Nacht. Und siehe, ein Engel des Herrn trat zu ihnen und sprach: Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die dem ganzen Volk widerfahren soll. Denn euch ist heute in der Stadt Davids der Retter geboren, welcher ist Christus, der Herr.

Nachdem sie es aber gesehen hatten, machten sie überall das Wort bekannt, das ihnen über dieses Kind gesagt worden war.

(Lukas 2,7-11 und 17)

Wenn wir diese Worte heute lesen, erkennen wir, dass es in der Welt üblicherweise keinen Platz für die Geburt des Sohnes Gottes gibt. Es sei denn, die Menschen bemühen sich und bereiten einen Platz für ihn vor. Die Geburt des Sohnes Gottes kann skandalös erscheinen, als etwas, das in dieser Welt nicht wirklich erwünscht oder gewollt ist. So dass diejenigen, die den Sohn Gottes aufnehmen oder ihm Platz schaffen, bereits außerhalb der von der Welt gesetzten Grenzen stehen. Und dann lesen wir im Matthäusevangelium, dass Josef und Maria mit dem Kind vor König Herodes fliehen mussten, der in seiner Machtgier und seinem blinden Zorn die Ermordung aller kleinen Jungen in Bethlehem und Umgebung befohlen hatte.

All dies hindert jedoch nicht daran, dass die frohe Botschaft von der Geburt des Sohnes Gottes die Hirten und auch uns heute, nach so vielen Jahren, erreicht.

Ist es nicht auch so, dass die Geburt jedes Kindes immer Freude und eine Art Ehre mit sich bringt? Es ist die Freude über die Möglichkeit eines Neuanfangs, eines neuen Lebens. Das neugeborene Kind macht uns bewusst, dass auch für uns ein Neuanfang möglich ist. Wir müssen dann bereit sein, alles neu zu beginnen. Es ist, als wären wir selbst mit dem Kind geboren worden oder als hätte die Geburt des Kindes in unseren Herzen stattgefunden, sodass wir selbst alles mit ihm neu lernen müssen. Wir können dann mit dem Kind die Kindheit erleben und selbst Kinder werden.



**Jesus ist das Kind, das in unserem Herzen geboren werden darf.
Moderne Olivenholzarbeit aus Bethlehem.**

andere da ist. Somit bekommen wir durch die Geburt eines Kindes eine Identität verliehen, nämlich unsere wahre Identität, das Beste, was wir sein können und sein wollen.

Mit dem neugeborenen Kind sind wir nicht mehr allein, sondern immer in Gemeinschaft; eine Gemeinschaft, die unserem Leben einen Sinn gibt, für den wir leben wollen. Das ist kein übliches Glück, sondern eine Freude, die Hoffnung in sich birgt. Die Hoffnung, dass auch wir mit diesem neugeborenen Kind zu etwas Gutem heranwachsen, so gut wie das Neugeborene.

Wie wäre es, wenn uns jeden Tag ein Kind im Herzen geboren würde? So wird Weihnachten ein Fest für jeden Tag.

Es ist eine Freude und eine Ehre, über ein Kind zu wachen; ein Kind, das, egal wie klein oder zerbrechlich es auch sein mag, für uns zu einer Quelle der Kraft und des Mutes wird, einem Mut, der Wunden heilt und uns die nächsten Schritte im Leben wagen lässt. Die Geburt eines Kindes in unserem Leben, in unseren Herzen, macht uns zärtlich und rücksichtsvoll, sodass wir uns um die Bedürfnisse des Kindes kümmern können. Wir müssen für das Kind sorgen, weil es nicht in der Lage ist, für sich selbst zu sorgen. Und so lernen wir, wachsam und fürsorglich zu sein.

Dies macht uns zu einem authentisch fürsorglichen Wesen in dieser Welt. Wir tragen in uns das Potenzial, ganz zu sein – als Menschen oder als Mensch, der für

Liebe Leserinnen und Leser, der Sohn ist das Wort des Vaters, sodass der Vater durch den Sohn das Wort zu uns spricht. Die Geburt des Sohnes Gottes in unseren Herzen macht uns zu Töchtern und Söhnen Gottes. Die Weihnachtsfreude besteht darin, dass Gott im Menschen geboren wird. Und wann immer wir das Wort hören, werden wir mit unseren Worten darauf antworten, wie die Hirten es getan haben. Denn Jesus ist das Kind, das im Herzen geboren werden darf. Lasst uns ihm in dieser schönen Weihnachtszeit einen Platz bereiten, wie Maria und Josef, und ihn empfangen wie die Hirten. Amen.

*Dr. Sylvie Avakian ist Pfarrerin
in Stuttgart-Heslach und Privatdozentin
an der Universität Tübingen.*

Christlicher Glaube überlebt im Dienen

Vorbilder in Geduld, Demut und Friedenssehnsucht

Konflikte, Katastrophen und Krisen bestimmen unser Bild vom Nahen Osten. In diesem scheinbar unentwirrbaren Knäuel aus politischen Gegensätzen, religiösem Hass und zerbrochenen Träumen, übersehen wir häufig eine ganz andere, stille Geschichte, die seit Jahrhunderten in dieser Region geschrieben wird: Die Geschichte der christlichen Minderheiten. Täglich versuchen sie zu leben, was uns alle verbindet: Versöhnte Vielfalt, gelebte Beziehung und stille Demut.

Wenn ich in Beirut um den zentralen Märtyrerplatz spaziere, betrete ich einen Mikrokosmos des Nahen Ostens: Unmittelbar nebeneinander stehen hier die maronitisch-katholische Sankt-Georgs-Kathedrale und die Moham-med-al-Amin-Moschee. Während des Vespergottesdienstes ist der Mu-ezzin zu hören, der die muslimischen Gläubigen zum Gebet ruft, die wiederum bei Kontem- plation unter der Mo- scheen-Kuppel christ- liches Glockengeläut hören. Hinter die- sen beiden Gebäuden schließen sich die Res- te des römischen Fo- rums von Berytus (Bei-



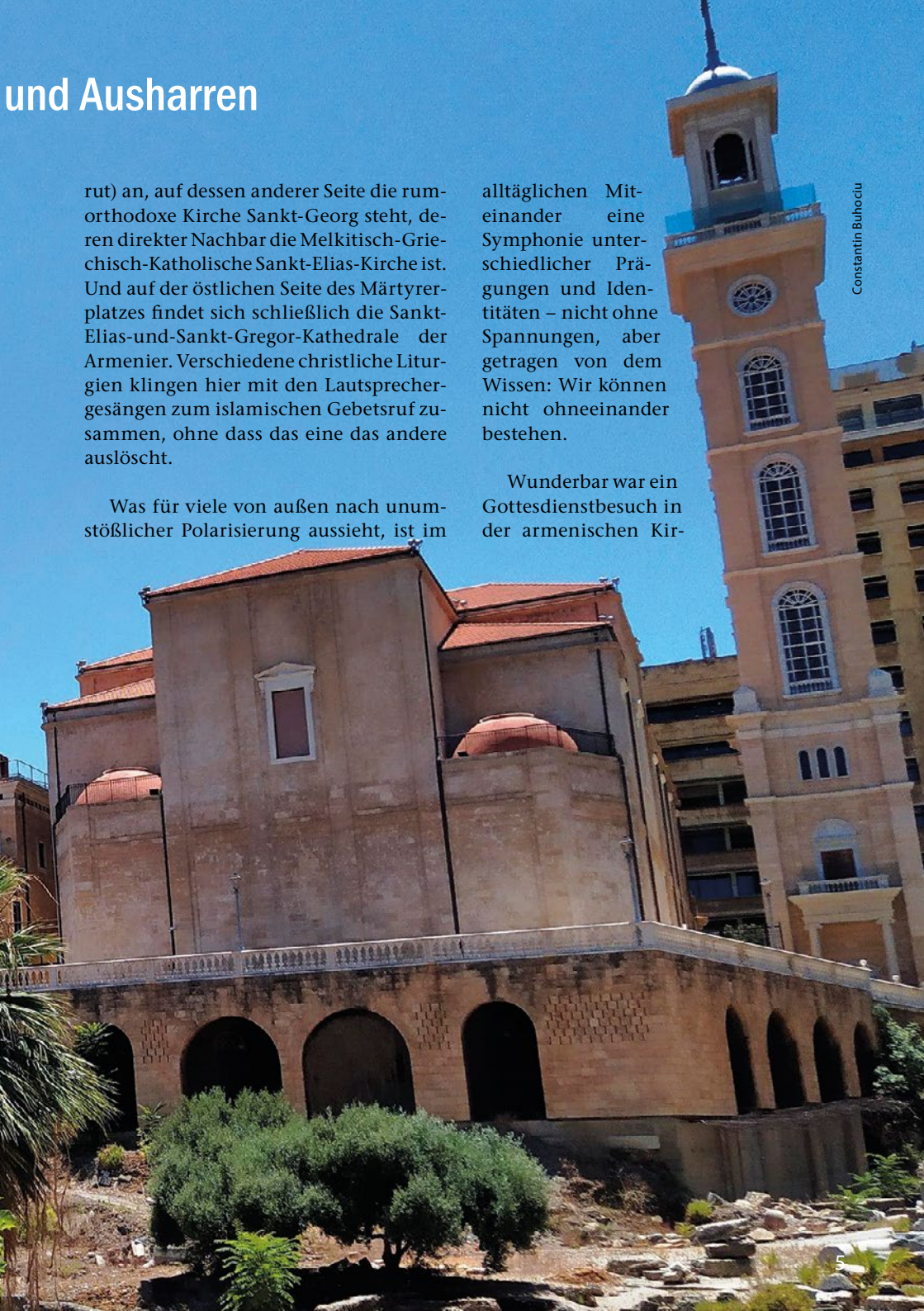
und Ausharren

rut) an, auf dessen anderer Seite die rum-orthodoxe Kirche Sankt-Georg steht, deren direkter Nachbar die Melkitisch-Griechisch-Katholische Sankt-Elias-Kirche ist. Und auf der östlichen Seite des Märtyrerplatzes findet sich schließlich die Sankt-Elias-und-Sankt-Gregor-Kathedrale der Armenier. Verschiedene christliche Liturgien klingen hier mit den Lautsprecher- gesängen zum islamischen Gebetsruf zusammen, ohne dass das eine das andere auslöscht.

Was für viele von außen nach unumstößlicher Polarisierung aussieht, ist im

alltäglichen Mit- einander eine Symphonie unterschiedlicher Prä- gungen und Ident- itäten – nicht ohne Spannungen, aber getragen von dem Wissen: Wir können nicht ohneeinander bestehen.

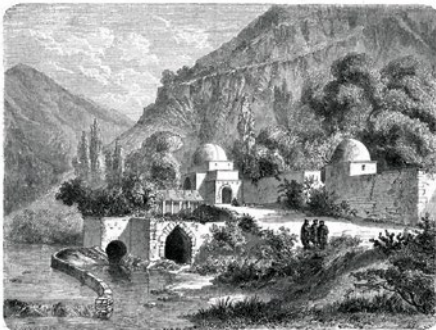
Wunderbar war ein Gottesdienstbesuch in der armenischen Kir-



che, als die muslimischen Nachbarn zum Zuckerfest Kekse brachten, und der Priester ihnen zum Fastenbrechen gratulierte. Es ist dieses Miteinander, das keine Uniformität verlangt, sondern um eine versöhnte Vielfalt ringt. Ihr Christen im Nahen Osten wisst, dass Dialog nicht bedeutet, Verschiedenheit zu verschleiern, sondern darin besteht, miteinander zu leben.

Von Euch können wir lernen, dass Christen Einheit in Vielfalt suchen müssen, und dass sie im Gespräch mit Andersgläubigen eine Friedenshoffnung verkörpern, die weit über politische Programme hinausgeht. Eure Fähigkeit, Streit auszuhalten und doch Stimme für Minderheitenrechte, Würde und Menschlichkeit zu sein, ist ein Vermächtnis, das auch uns in Deutschland zur Orientierung dienen kann.

Im Wadi Qadisha, wo von 1440 bis 1823 der Sitz des maronitischen Patriarchen lag, spürt man bis heute die tiefe Spiritualität, die das Christentum des Ostens prägt. Kein prunkvoller Palast, sondern



Das Kloster Qannoubine. Stahlstich von Dieudonné Auguste Lancelot (1861)

Katja Dorothea Buck



**Einheit in Vielfalt:
ein muslimischer
Mädchenchor singt
ein Lied zur Verehrung
von Maria, der Mutter
Jesu, beim Taizé-
Jugendtreffen in Beirut
im Frühjahr 2019.**



das unscheinbare Kloster Qannoubine, das sich inmitten steiler Felswände versteckt, war fast 400 Jahre Zentrum dieser alten Kirche. Durch die Jahrhunderte hindurch wurde hier ein Zeugnis leiser Ausdauer bewahrt: Schutzsuchende fan-



Kirche ist nicht auf Macht- und Prachtentfaltung angewiesen. Kleine Kapelle in Byblos/Libanon.

Im Wadi Qadisha lernt man auch, dass Kirche nicht auf Macht- und Prachtentfaltung angewiesen ist. Der Thronsaal des Patriarchen ist nur wohnzimmergroß. Kirche beruht vielmehr auf Zuflucht und Dienst. Ihr orientalischen Geschwister lehrt uns, dass der Glaube weder im Triumph noch im Rückzug überlebt, sondern im Dienen und Ausharren. In Zeiten der Unsicherheit erfordert dies endlose Geduld.

Eure Existenz, liebe Schwestern und Brüder im Nahen Osten, ist weit mehr als eine Randnotiz der Geschichte: Ihr bewahrt den Ursprungsraum des Evangeliums, tragt zur Versöhnung in Euren Gesellschaften bei, und Ihr seid uns Vorbilder in Geduld, Demut und Friedenssehnsucht. Inmitten von Unsicherheit und Bedrohung lebt Ihr das, was Kirche immer neu sucht: Gemeinschaft in Vielfalt, Offenheit für den anderen, Verwurzelung in Gott. Eure Lebensgeschichten führen uns vor Augen, dass persönlicher Kontakt und echte Beziehung weiterführen als jede politische Parole.

In einer Zeit, in der Polarisierung und Zuschreibungen das Gespräch ersticken, ladet Ihr uns dazu ein, nicht die Differenzen zu betonen, sondern gemeinsam suchende und liebende Geschwister zu bleiben. Euer Zeugnis ist unser Erbe und unsere Hoffnung.

Constantin Buhociu ist Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Tübingen. Er ist Mitglied der Rumänisch-Orthodoxen Kirche in Deutschland.



Katja Dorothea Buck

den Aufnahme, Gebete stiegen auf, wenn draußen die Welt tobte: ganz nah bei den Menschen und ganz demütig nah am Urgrund des Glaubens. Es ist diese Bescheidenheit, die unsere Ökumene mit Leben füllt.

Die alten Texte leuchten ins Hier und Heute

Verbeugung vor der lebendigen Theologie des Orients Christianus

Als Hochschullehrer werde ich nicht selten gefragt, wie ich denn zu meinem Forschungsschwerpunkt, dem Christlichen Orient, gekommen sei. Die Frage wird meist mit einem Tonfall der Verwunderung vorgetragen, wie man sich nur ein so abgelegenes Themengebiet aussuchen könne. Freundlich und zugleich energisch weise ich darauf hin, dass zumindest mir mein Forschungsfeld keineswegs abgelegen oder orchideenhaft vorkommt.

Wenn ich richtig in Fahrt komme, schließe ich Überlegungen an, wer sich eigentlich die Deutungshoheit darüber anmaßen möchte, was im Fach Kirchengeschichte als zentral oder als peripher zu gelten habe. Schärfer formuliert, ob nicht etwa Restbestände eines handfesten Kolonialismus mitschwingen, wenn man der außereuropäischen Christentumsgeschichte grundsätzlich einen nur sekundären Interessensrang zubilligt.

Wenn diese Fronten einmal abgesteckt sind und mein Gegenüber sich weiter am Thema interessiert zeigt, fange ich gerne zu erzählen an: wie mich als Student die Sprachen und Literaturen des Christlichen Orients angezogen hatten; wie ich in den Dichtungen Ephräms des Syrers eine Stimme authentischer christlicher Überlieferung vernahm; wie mich die ersten Besuche orientalischer Liturgien verzaubert hatten, obschon ich dem Geschehen im Einzelnen kaum zu folgen vermochte.

Sodann berichte ich ausführlicher, was schließlich den entscheidenden Anstoß

gab, mich ganz dem Orients Christianus zu widmen: die Begegnungen mit orientalischen Christen selbst. Als Student in München war es der ägyptische Obst- und Gemüsehändler, der sein Geschäft um die Ecke hatte und den ich auf eine kleine, hinter der Kasse stehende Ikone der heiligen Damiana ansprach. Verwunderung und Freude waren groß, dass ein Kunde schon einmal etwas von der koptischen Kirche gehört hatte.

Die Einladung in die Gemeinde folgte. Wenig später war ich Teil der koptischen Reisegruppe aus München, die zur Bischofsweihe ihres Pfarrers, Amba Damian, nach Kairo flogen. Während des Weihegottesdienstes in der Markuskathedrale unvergessliche Momente intensivster Religiosität. Und über allem eine unvorstellbare Gastfreundschaft.

Meine Arbeit an der orientalischen Kirchengeschichte kann ich mir nicht vorstellen ohne das Glaubenszeugnis orientalischer Christen. Beides kommt zusammen im fachlichen Austausch mit theologischen Institutionen im Nahen Osten. Es muss betont werden: Der Nahe Osten ist auch eine Region lebendiger theologischer Forschung und Lehre!

Im Lehrkörper des sogenannten „Babel College“, der katholisch-theologischen Hochschule in Erbil, traf ich Dominikanerinnen, die in Oxford promoviert hatten. Unter dem Himmel des nördlichen Zweistromlandes entstanden im 7./8. Jahrhundert einige der tiefsten mystischen Texte der gesamten christlichen Überlieferung: Welch ein Glück, dort mit Fachkollegen



Die Ikone der Heiligen Damiana, die in der koptischen Kirche für ihre Standhaftigkeit verehrt wird. Während der Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian wurde sie brutal gefoltert und schließlich enthauptet – zusammen mit ihren Gefährtinnen und weiteren 400 Christen.

hilft es zu einem tieferen Verständnis und einer zeitgemäßen Aktualisierung der eigenen Tradition.

Von existentiellern Ernst ist auch die Beschäftigung mit den Kirchenvätern, der ich im patristischen Institut der koptischen Kirche in Kairo begegnen durfte. Kollege Michael Ghattas hatte mich zu Vorträgen eingeladen, bei denen stets eine rege Gruppe von Theolog:innen und Nichttheolog:innen zusammenkommt, die ein lebhaftes Interesse an der Lehre der Kirchenväter verbindet. Was Kyrill von Alexandrien im 5. Jahrhundert zu sagen hatte, findet dort auch heute noch einen Resonanzraum. Unter teils schwierigen Bedingungen ist es der Crew des Instituts gelungen, das Riesenwerk Kyrills ins Arabische zu übersetzen. Der Kirchenlehrer soll nicht nur verehrt, sondern auch gelesen werden.

Voriges Jahr habe ich den Vortrag in Kairo verbunden mit einer Fahrt ins Kloster der heiligen Damiana. Vor ihrer Grabstätte, die Pilger aus Nah und Fern anzieht, schien es mir, als habe sich ein Kreis geschlossen ... Neben vielem anderen müsste auch davon die Rede sein in meinem „Liebesbrief an die Christen des Nahen Ostens“.

Karl Pinggéra ist Professor für Kirchengeschichte in Marburg.

über Autoren wie Isaak den Syrer oder Johannes von Dalyatha diskutieren zu können. Diese Berichte erfahrener Gottesnähe geben auch heute noch Kraft.

Polyglott sind die theologischen Fakultäten des Libanon. Im vornehmen Gestus französischer Geistesart werden an der Fakultät des Libanesischen Maronitischen Ordens in Kaslik die syrischen Kirchenväter studiert. Hier habe ich gelernt, das bildhafte Denken Ephräms mit der Symbolhermeneutik Ricoeurs zu erschließen. Im Kontext einer theologischen Fakultät bei uns würde das nur auf ein intellektuelles Glasperlenspiel hinauslaufen. Dort

Liebe Geschwister im Nahen Osten,

der Duft Jerusalems zieht seit meinem Besuch Ende Januar durch meine Wohnung. Ich saß schon im Auto, um zur Tram zu fahren, da hat Sally Azar mir eine Tüte mit Weihrauch und eine Messingschale dazu in die Hand gedrückt. Was für ein besonders kostbares Zeichen der Verbundenheit! Die Glut der Hoffnung auf Frieden und der Geist der Sehnsucht nach Gerechtigkeit für alle zieht sich durch unser Miteinander. Vorher hatten wir gemeinsam Gottesdienst auf dem Ölberg gefeiert. Ich bin von Eurer Standhaftigkeit im Glauben beeindruckt und davon, wie ihr auch in den schwierigsten Situationen Euch den Glauben und die Hoffnung und den Humor nicht nehmen lasst.

Die Weihrauchschale steht bei mir zu Hause neben einer großen Olivenholz-Heiligen-Familie, die ich ebenfalls Ende Januar in Bethlehem gekauft habe und neben der Vase in Granatapfel-form, die mir die Schüler*innen in Talitha Kumi mit ihren Hoffnungsworten auf den Weg mitgegeben haben. Das alte knorrige Holz und die Sorge derer, die in Bethlehem von den Pilgern leben, haben bei mir ihren Platz.

Auch an die Geschwister in Syrien und Jordanien, im Libanon und an den verschiedenen Orten im Heiligen Land denke ich immer wieder in Sorge, im Gebet und mit dem Satz im Ohr: „Erzählt von uns, vergesst uns nicht!“ Ja, das tun wir. Erzählen, erinnern und hinsehen. Und beten. Um Frieden und um Bewahrung bei Euch. Ich wünsche mir so sehr, dass es irgendwann möglich sein wird, dass es immer mehr Menschen werden, die ihre Ohren und Herzen für die schmerzhaften Geschichten auch der anderen öffnen. Ich habe nicht das Recht und bin nicht in der Position, das zu fordern.





Gründonnerstagsprozession
in Jerusalem.

Katja Dorothea Buck

Aber ich bin zutiefst davon überzeugt, dass auch dieses Schweigen gebrochen werden muss. Die Zerrissenheit und die immer höher wachsenden Mauern bei Euch bedrängen Euch und sie machen es oft auch bei uns schwierig, die richtigen Worte zu finden – oder überhaupt welche zu finden. Deswegen ist das Wichtigste, dass wir einander begegnen. Dass wir uns sehen, dass wir über WhatsApp und Facebook teilen, was gerade los ist.

Ihr seid als christliche Geschwister im Nahen Osten ein starkes Zeichen für mich dafür, wie viel Kraft und Ermutigung auch von zahlenmäßig kleinen Kirchen ausgehen kann: Samenkörner der Hoffnung auf Frieden und darauf, dass ein Leben der Verschiedenen nebeneinander und miteinander, Hand in Hand möglich sein kann. Und welcher Reichtum die verschiedenen christlichen Kirchen sind. Das Zusammenrücken von Ost- und Westkirche, das gemeinsame Gebet der verschiedenen Christinnen und Christen an den Orten, die auch die Wiege des Christentums sind, das ist ein starkes Zeichen für die Hoffnung über allen Schmerz hinweg. Und für die Absage gegen alle Gewalt und Terror.

Eure Stimmen und Euer Gebet sind wichtig und machen einen Unterschied – im Nahen und Mittleren Osten und in der ganzen Welt. Dafür liebe ich Euch und bin sehr dankbar für unsere tiefe Verbundenheit – duftend, kräftig und der Zukunft auf den von Gott verheißenen Frieden zugewandt.

Eure Heike Springhart, Landesbischöfin der Evangelischen Landeskirche in Baden

„An eurem Mut möchte ich mir ein Beispiel nehmen“

Eine Liebeserklärung an die Christinnen und Christen im Nahen Osten

Seit ich 2010/11 ein Studienjahr an der protestantischen Near East School of Theology (NEST) im Libanon verbracht habe, habt ihr nicht mehr losgelassen. Dass ich den Nahen Osten und einige von euch persönlich kennen lernen durfte, hat meinen Zugang zur Theologie und meine Sicht auf das Leben stark verändert. Theologie ist für mich kein theoretisches Gedankenspiel mehr, sondern Anker und Orientierung in meinem Alltag.

Mein Bewusstsein für meine eigene, deutsche lutherische Identität wurde durch die Begegnung mit euch erst geschärft. Ihr kommt aus einem ganz anderen Kontext und gehört anderen Denominationen an. Ihr habt mir gezeigt, wie vielfältig die unterschiedlichen Traditionen und Gestalten des Christentums sind und wie wichtig und bereichernd ein geschwisterliches Miteinander in der Ökumene für jede und jeden von uns sein kann – auch wenn es manchmal anstrengend ist, einander auszuhalten.

Ihr habt mir gezeigt, wie schön und geschichtsträchtig der Nahe Osten ist, wie unterschiedliche Menschen seit Jahrhunderten nebeneinander gelebt haben, wie lecker Hummus, Falafel, Taboulé, Shawarma, Kibbe und gefüllte Weinblätter schmecken und wie schön es ist, an einem orthodoxen Gottesdienst teilzunehmen

Heilsam ist es manchmal auch, einfach zusammen einen Ausflug machen zu können. Hier die deutsch-nahöstliche Tagungsgruppe in Erfurt.

und darin das Geheimnis des Glaubens in der Eucharistie zu feiern.

Im Zusammenleben mit euch habe ich gelernt, Widersprüche und unterschiedliche Perspektiven nebeneinander stehen zu lassen und diese nicht harmonisieren zu müssen. Durch euch, die ihr in unsicheren Kontexten als Minderheit in einer Minderheit lebt, ist mir bewusst geworden, wie privilegiert ich bin, weil ich in einem sicheren Kontext ohne Krieg und Gewalt aufwachsen durfte und das auch noch als Teil der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Ich kann reisen, wohin auch immer ich möchte und zurück in meine Heimat kommen kann, wann immer ich möchte. Ich muss mir keine Gedanken darüber machen, ob meine Familie in Sicherheit ist.



Eure Situation führt mir vor Augen, wie bedroht Anhänger*innen des Christentums auf dieser Welt leben und dass es nicht egal ist, wie deutsche Politiker*innen sich in außenpolitischen Fragen positionieren; dass im Gegenteil ihre Entscheidungen ganz konkrete Auswirkungen haben, von denen Menschenleben abhängen.

Anfang Juni dieses Jahres durfte ich an einer Konsultation von SiMO mit der NEST in Erfurt teilnehmen. Das Studienprogramm konnte aufgrund der politischen Situation im Nahen Osten schon mehrere Jahre in Folge nicht wirklich stattfinden. Wir haben in unserer libanesisch-syrisch-palästinensisch-deutschen Gruppe zusammen geweint, haben es gewagt, über Post-Shoa-Theologien und dekolonisierende Theologie ins Gespräch zu kommen, haben unterschiedliche Perspektiven gehört und konnten sie stehen lassen, bis in die Nächte hinein diskutiert

und schließlich 25 Jahre SiMO gefeiert. Es war so heilsam, sich einmal wieder begegnen zu können und zu erfahren, wie es vielen von euch gerade geht, welchen Herausforderungen ihr gegenübersteht und wie ihr ihnen begegnet.

Durch euren Dienst als Pastor*innen und Schulleiter*innen leistet ihr unvorstellbar wertvolle Dienste für die Gesellschaften, in denen ihr lebt.

Ihr habt mir wieder einmal gezeigt, wie der Glaube an unseren Herrn Jesus Christus auch und gerade in existenziellen Nöten tragfähig sein kann. Ihr seid mir zum Vorbild im Glauben geworden, ihr, die ihr trotz täglicher Bedrohung und Bombenangriffe die Hoffnung nicht verliert und euch weiter für Frieden, Bildung und ein konstruktives Miteinander von Menschen verschiedenen Glaubens in euren Gesellschaften einsetzt.

An eurem Mut und eurer Resilienz möchte ich mir ein Beispiel nehmen und mich sowohl für meinen eigenen Kontext als auch für die Vernetzung von uns Christ*innen auf der Welt einsetzen. Eure Resilienz, eure Tatkraft und euer Glaube an unseren Herrn Jesus Christus beeinflussen mich seit vielen Jahren so sehr! Ihr seid Vorbilder für mich, in jeglicher Hinsicht! Eure Perspektiven möchte ich gerne nach Deutschland tragen, damit ihr auch hier gesehen und gehört werdet.

Anna-Katharina Diehl ist Gemeindepfarrerin in Göttingen und Vorsitzende des Vereins Freunde der NEST. Über das Studienprogramm im Mittleren Osten (SiMO) hat sie ein Jahr lang an der NEST mit Christinnen und Christen aus dem Nahen Osten zusammen studiert, gelernt und gelebt.



Anna-Katharina Diehl

Weil sie die Hoffnung verkörpern

Liebesbrief an die protestantischen Geschwister im Nahen Osten

Die Bitte, einen Liebesbrief an die Glaubensgeschwister im Nahen Osten zu schreiben, ist schön, aber auch originell. Normalerweise sollten Liebesbriefe diskret sein. Schließlich enthalten sie starke und intime Gefühle, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Doch jetzt soll ich möglichst vielen Menschen erklären, warum Ihr mir lieb, wertvoll und wichtig seid. Das geht nicht abstrakt.

Zunächst denke ich an all die Menschen, mit denen ich das Privileg habe, regelmäßig zusammenzuarbeiten und mich auszutauschen. Auch jenseits der Arbeit teilen wir oft unsere Freuden und Sorgen – im Privatleben und im Aufruhr der Konflikte und Krisen in Euern Ländern. Einige von Euch sind echte Freunde geworden, denen ich mich ohne Zögern anvertrauen kann. Ihr alle seid Zeugen Christi, deren Engagement und Überzeugungen meinen eigenen Glauben nähren und mich in meinem Dienst motivieren.

Ihr gehört größtenteils der protestantischen Welt an, die im Nahen Osten eine sehr kleine Minderheit darstellt. Dennoch seid ihr sehr aktiv und vielfältig engagiert. Ihr nährt euch von der Vielfalt der Konfessionen und Religionen, denen ihr begegnet, und seid in unterschiedlichen Kulturen verankert. Zugleich verbindet uns unsere protestantische Spiritualität. Der Besuch einer protestantischen Kirche im Nahen Osten ist zweifellos die am wenigsten exotische Erfahrung, die ein evangelischer Christ aus dem Westen machen kann! Die Litur-

gie, der Ablauf der Feier, die Hymnen – das alles verbindet uns. Und gleichzeitig versetzt mich die Musik in arabischer, armenischer oder syrischer Sprache in Eure Welt, auch wenn ich nur die Bedeutung einiger Worte verstehe.

Das macht eure Brückenfunktion deutlich, die ihr zwischen den östlichen Realitäten und der westlichen Welt einnehmt – zwei Universen, die sich so nah und doch so unterschiedlich sind; die sich seit Jahrhunderten kreuzen und miteinander kollidieren, ohne sich immer ganz zu verstehen.

Dennoch teilen wir auf beiden Seiten des Mittelmeers viele Herausforderungen. Viele menschliche, soziale, politische und wirtschaftliche Realitäten verbinden unsere Gesellschaften miteinander. Die Auswirkungen verschiedener Krisen, die Migrations- und Flüchtlingsproblematik, der Respekt vor Minderheiten und Menschenrechten, das Verhältnis zum Islam, das Verhältnis von Politik und Religion, der Klimawandel – das alles prägt unsere Gesellschaften, auch wenn die Herausforderungen unterschiedlich erlebt werden.

Die Möglichkeit, mit Euch über diese Themen zu diskutieren, Eure Wahrnehmungen zu verstehen und Eure Analysen zu hören, ermöglicht es mir, die Welt mit anderen Augen zu sehen und meine eigenen Vorstellungen zu hinterfragen. Für mich persönlich ist das sehr wertvoll. Der Kontakt mit Euch bereichert mein Leben. Die positive Andersartigkeit, die wir gemeinsam erleben, lässt mich als Mensch wachsen.



Ein Zeichen der Hoffnung, wo der Horizont versperrt scheint: Wiederaufbau der Tahera-Kirche in Mossul (Irak)

Es gibt jedoch etwas Wichtigeres, das über diese Fragen hinausgeht und das Glaubensleben und das christliche Engagement betrifft. Auf eine spirituelle Dimension weist ihr mich immer wieder hin: die Hoffnung. Diese Hoffnung ist sicherlich nicht passiv und abwartend. Im Gegenteil: Euer Glaubensleben und Euer konkretes Engagement inmitten so vieler Krisen zeugen von einer dynamischen Hoffnung, die sowohl auf Gott vertraut als auch zum Risiko in der Nächstenliebe und in der Verkündigung des Evangeliums bereit ist.

Noch im Krieg baut Ihr anstelle einer zerstörten Kirche einen neuen Gemeinschaftsraum auf. Wenn Gefahr droht und viele fliehen, entscheidet ihr Euch dafür, im Dienst am anderen zu bleiben. Ihr investiert in die Zukunft junger Menschen, wenn die Gegenwart keine Planung zulässt. Ihr eröffnet eine medizinische Klinik, auch wenn die Ressourcen fehlen. Ihr sorgt für die Schwächsten, auch wenn

sie einer anderen Religion angehören. Ihr helft anderen, wenn der Fanatismus wütet.

Ich bewundere, wie Euer Glaube Euch dazu bringt, die Hoffnung zu verkörpern, die Gott uns bietet, selbst wenn die Hoffnung auf menschlicher Ebene dürrig ist und der Horizont so versperrt erscheint ... als würde der Stein vom Grab weggerollt.

Für diese im Gebet gelebte und in so vielen Projekten verwirklichte Hoffnung möchte ich Euch danken. Und Gott bin ich dankbar für Euer Zeugnis und für die Möglichkeit, auf meine Weise daran teilzuhaben.

Pfarrer Mathieu Busch ist Direktor von Action Chrétienne en Orient (ACO), einem französischen Verein, der 1922 in Straßburg auf dem Hintergrund des Völkermords an den Armeniern gegründet wurde.

ACO unterstützt heute protestantische Minderheitskirchen in Syrien, im Libanon, im Irak und im Iran.

Ein neuer Blick auf das Leben, die Welt und den gemeinsamen Glauben

Eine persönliche Danksagung an die Geschwister im Nahen Osten

Was wäre ich ohne meine Geschwister aus dem Nahen Osten? Und vor allem wie wäre ich ohne sie? Natürlich ist jede Was-wäre-wenn-Diskussion von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das Leben ist zu überraschend und zu spannend. Daher frage ich: Was würde mir fehlen ohne diese meine Geschwister?

Es sind diese kleinen Redewendungen, die ich in der Begegnung mit meinen nahöstlichen Geschwister so gerne höre. Sie machen den Alltag leichter, bringen Wärme und Nähe ins menschliche Miteinander und drücken besondere Wertschätzung aus.

„Mafi mushkila!“

„Das ist alles gar kein Problem!“ Ach, wie gut tut uns das, die wir immer und überall alle Hindernisse und Eventualitäten mitbedenken! Zu Besuch bei meiner Schwägerin kommen unangemeldet fast 20 weitere Verwandte dazu. „Mafi mushkila!“. Sie leert den Gefrierschrank, und Mittagessen gibt's halt erst drei Stunden später. Danke, Lorans, für deine Meisterschaft in Gelassenheit und Improvisation!

„Habibtı Heidi, wahashtini awi!“

Übersetzt heißt das in etwa: „Meine geliebte Heidi, wie sehr habe ich dich vermisst!“ Oder auch: „Ohne dich war die Welt so wüst und leer!“ Ach, das könnte man doch täglich hören! Früher war mir die ägyptische Überschwänglichkeit

too much, ja, fast ein bisschen peinlich. Heute mache ich fröhlich mit. Und siehe da, ein bisschen Blumigkeit tut allen verkopften Wesen gut. Deutsche Nüchternheit trifft auf orientalische Herzlichkeit. Ich finde, das ist eine Win-win-Situation. Danke, Dora und so viele andere, für eure umwerfende Herzlichkeit!

„Mush mumkin? Mumkin!“

„Unmöglich? Nein: möglich!“ Ja, bedrängt sein, unter Druck sein, das ist Realität für Christen im Nahen Osten, auch wenn sich Ausprägung und Intensität von Land zu Land unterscheiden. Kirchen in Ägypten gleichen Sicherheitszonen, mit Straßensperren, Personenkontrollen, bewaffneter Polizei. Manche Berufswege sind versperrt. Im Aufzug beschallt einen der Hausbesitzer mit lautstarken Koranrezitationen. Ein geplantes Jugendfestival erhält Drohungen, die Polizei kann die Sicherheit nicht garantieren. Dann packen die Mitarbeiter eben an, bauen ab und über Nacht im Innenhof einer christlichen Schule wieder auf. Das Festival findet statt.

Oder die berühmte Felsenkirche am Muqattam in Kairo: Sie soll überhaupt erst möglich geworden sein, weil findige Ingenieure die abendlichen Kanonenschüsse im Ramadan nutzten, um im allgemeinen Gedonner die Sprengungen für die Kirche unterzubringen. Nicht an den Unmöglichkeiten hängenbleiben und jammern, sondern die vorhandenen Möglichkeiten kreativ ausnutzen.



Im Bischoy-Kloster im Wadi Natrun.

Katja Dorothea Buck

„ya Yasua!“

„O Jesus!“ Mit einem lauten und tiefen Seufzer lässt sich der alte ägyptische Pfarrer aufs Sofa fallen. Jesus anrufen, wenn man todmüde ist und alle Knochen wehtun? Oder auch, wenn ein wunderbar leckeres Frühstück auf dem Tisch steht oder man einen alten Freund endlich wieder sieht? Wäre mir bisher nie in den Sinn gekommen. Aber hey, man könnte es ja mal ausprobieren. Und tatsächlich: Jesus wird präsent in den Alltagsdingen. Meine Alltagsdinge werden mit Jesus verknüpft – und bekommen plötzlich Tiefe und eine neue Perspektive. Mein Glaube durchdringt nun alle Bereiche des Lebens und ist so selbstverständlich wie die Luft zum Atmen. Und auch: Die himmlische Welt ist weder Utopie noch Sankt-Nimmerleins-Tag, sondern hier und jetzt Realität, das Reich Gottes ist real und präsent. Danke, Pfarrer Reda, für deinen Jesus-Seufzer!

Nicht nur die liebenswerten Floskeln, von denen jeder weiß, dass sie häufig übertrieben sind, bereichern das Miteinander im Nahen Osten. Auch der Umgang mit Orten und der Geschichte wird gefüllt und erfüllt.

„Ad-Deir“

„Das Kloster“. Klar, auch bei uns sind Klöster Orte des Innehaltens für gestresste Zeitgenossen. Im Nahen Ost hat ad-Deir aber noch einen anderen Klang: Respekt vor einem Ort, der über Jahrhunderte den Glauben bewahrt und tradiert hat; Respekt vor Menschen mit einem radikalen, allein auf Gott ausgerichteten Lebensstil. Und wenn man dort steht, dann spürt man, dass der Glaube der Väter lebendig ist. Dann sieht man den überirdischen Frieden in den Gesichtern der Mönche. Und man begreift: Glaube braucht solche



Glaube braucht Orte, an denen die Wolke der Zeugen präsent ist, wie hier im Bischöf-Kloster im Wadi Natrun..

Quell-Orte, Kristallisations-Orte und Oasen, in denen die Wolke der Zeugen präsent ist. Danke, Raafat und Moudy, dass ihr mir diese Türen geöffnet habt!

Und schließlich ist es noch die Sicht auf Zeit und Vergänglichkeit, die mich inspiriert:

„al-Aba“

„Die Väter (inkl. Mütter)“. Wer hat's denn heute noch mit seinen Ahnen und Vorfahren? Wenn Kinder bei ihrer Taufe einen zusätzlichen Namen eines Heiligen/Märtyrers bekommen, dann wird die Erinnerung an die Glaubensväter und -mütter wachgehalten. Nicht nur Popstars umgeben Kinder und Jugendliche, sondern auch die geistlichen Vorbilder. Diese großen Linien zu sehen, hilft, die Gegenwart richtig einzuordnen.

Unvergessen bleibt mir ein Besuch beim neu gewählten koptischen Papst Tawadros II. Anfang 2013. Es war während der christenfeindlichen Präsidentschaft des Muslimbruders Mursi. Als wir fragten, wie es sich jetzt lebe, antwortete er ruhig: „Wir haben 2000 Jahre Christentum in Ägypten. Was ist die Zeit von Mursi dagegen?“ Und er zeigte mit seinen Fingern eine kleine Spanne von vielleicht 5 cm an. Einige Monate später war die Mursi-Zeit zu Ende... Und er sagte: „Im Matthäus-Evangelium steht zu Beginn: Immanuel – Gott mit uns, und am Ende steht: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Wir selbst sind dazwischen, gehalten von diesem Anfang und diesem Ende.“

Danke, Baba Tawadros, für dieses geistliche Geschichtsbewusstsein, das uns ein Fenster in die Vollendung öffnet!

Heidi Josua ist Religionspädagogin und Orientalistin. Sie ist Leiterin des Evangelischen Salam-Centers, sowie Beauftragte für kirchlich-diakonische Flüchtlingsarbeit im Rems-Murr-Kreis.

Roter Faden „Hoffnung“

Abschied und Rückblick nach vielen Jahren Schneller-Magazin

Etwas mehr als zwei Jahrzehnte habe ich die Redaktion des Schneller-Magazins geleitet. Jetzt ist der Abschied gekommen und ein guter Zeitpunkt, um zurückzublicken und Danke zu sagen.

23 Jahre sind in einem Berufsleben eine lange Zeit. Für eine Publikation dagegen, die es seit 140 Jahren gibt, ist das eine eher überschaubare Zeitspanne. Dass ich so lange Leitende Redakteurin des Schneller-Magazins bleiben würde, wäre mir bei der Vertragsunterzeichnung in der EMS in Stuttgart im November 2002 nicht im Traum eingefallen. Das machst du jetzt mal drei Jahre, maximal fünf. Alles andere wäre rufschädigend, dachte ich da-

mals. „Mission“ ist kein Thema, mit dem eine junge, ehrgeizige und gut ausgebildete Journalistin und Redakteurin weit kommt. Doch mich interessierte die Aufgabe: die inhaltliche und organisatorische Verantwortung für ein Heft, das etwas mit dem Nahen Osten zu tun hat.

In meinem Studium der Religions- und Politikwissenschaft hatte ich mich in allen Semestern und Fächern auf den Nahen Osten konzentriert. Ich hatte Arabisch studiert, hatte ein Jahr in Kairo gelebt. Auf „Nahostthemen“ hatte ich Lust.

Von den Schneller-Schulen hatte ich vorher nichts gehört. Dass dort Christen und Muslime zusammenleben und gemeinsam aufs Leben vorbereitet werden,



Katja Dorothea Buck mit Mädchen an der Theodor-Schneller-Schule in Amman.

fand ich zwar spannend, war allerdings auch skeptisch. Ob da nicht doch vielleicht missioniert würde? Das wäre für mich die rote Linie gewesen. Nicht, dass ich nicht jedem und jeder die Freiheit zugestehe, der Religion zu folgen, mit der man persönlich am meisten etwas anfangen kann. Doch wie schnell kann man einen (jungen) Menschen aus zerrütteten Verhältnissen mit Wohlfahrtsleistungen zum Religionswechsel bringen?! Gerade in muslimischen Mehrheitsgesellschaften kann die Abkehr vom Islam richtig gefährlich werden, nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für eine Institution oder gar für die gesamte Religionsgemeinschaft, zu der man dann als Konvertierter gehört.

Die damals Verantwortlichen beim Evangelischen Verein für die Schneller-Schulen (EVS), bei der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) und an den beiden Schulen im Libanon und in Jordanien konnten mir schnell meine Zweifel nehmen. Eindrücklich ein Gespräch mit dem langjährigen Direktor der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS), George Haddad. „Was haben wir davon, wenn wir ein muslimisches Kind oder einen Jugendlichen taufen?! Wir hätten nur Probleme und einen Mitstreiter weniger“, antwortete er einmal auf die Frage nach Missionierung. „Als Minderheit sind wir auf Fürsprecher in der Mehrheitsgesellschaft angewiesen, die uns kennen und schätzen und dann aufstehen und widersprechen, wenn bössartige Gerüchte oder Vorurteile gegen uns geschürt werden“, erklärte er.

Sein Vorgänger, Riad Kassis, hatte es so formuliert: „Schneller ist keine Insel. Wir sind Teil der libanesischen Gesellschaft und als das tun wir unseren Dienst an allen, die zu dieser Gesellschaft gehören.“



Händeschütteln mit dem Papst: Katja Dorothea Buck war nicht nur unterwegs in Sachen Schneller, sondern hat als freiberufliche Journalistin viele interessante

Besser kann man kaum ausdrücken, welche Rolle Christen im Nahen Osten spielen. Sie gehören dazu als das, was sie sind, und bringen sich ein, so wie sie sind, egal wie viele sie sind.

Doch bei der Anzahl unterscheiden sie sich ziemlich von uns Christen in Deutschland, wo Kirchen bis vor wenigen Jahren noch „Volkskirchen“ genannt wurden. Genau das aber fand und finde ich spannend: den deutschen Kontext im Spiegel der Christen im Nahen Osten lesen und entsprechende Fragen an uns selbst stellen.

So erinnere ich mich noch gut an eine meiner ersten Begegnungen mit Habib



Koptisch-orthodoxes Patriarchat

Menschen kennengelernt. Darunter Papst Tawadros II., Oberhaupt der Koptisch-Orthodoxen Kirche, den sie mehrfach interviewt hat.

Badr, dem Leitenden Pfarrer der National Evangelical Church in Beirut, zu der die Johann-Ludwig-Schneller-Schule gehört. Wir standen vor seiner Kirche im Stadtzentrum von Beirut. Ich hatte ihn nach der Anzahl der Mitglieder seiner Gemeinde gefragt. Etwa 100 Familien seien sie noch, meinte er lapidar. Die Jugend würde überwiegend ins Ausland gehen, weil sie dort bessere Zukunftschancen hätten. Ich stutzte: Wie konnte man mit so Wenigen noch Kirche sein? Er schaute mich hintergründig lächelnd an. „Weißt du, es kommt nicht immer auf die Quantität an. Wichtiger ist, dass die Qualität stimmt. Eine Kirche ist nicht deswegen stark, weil sie viele Mitglieder hat.“

Einige Jahre später gab Habib Badr mir eine weitere Lektion. Der Krieg in Syrien war gerade ausgebrochen. Die Sorge, dass dieser Krieg das Schlusskapitel einer 2000-jährigen christlichen Präsenz in Syrien sein könnte, wurde von verschiedenen Seiten offen ausgesprochen. Islamistische Milizionäre hatten im Winter 2013 in Maalula, einem der letzten christlichen Dörfer, in denen noch Aramäisch gesprochen wird, Klöster und Kirchen verwüstet. Viele Christen waren geflohen, hatten alles hinter sich gelassen. Ich fragte Habib Badr, wie man angesichts dessen noch von Hoffnung sprechen könne. Er zögerte mit seiner Antwort und meinte dann: „Ich könnte dir jetzt eine lange theologische Vorlesung halten. Aber es geht auch kurz: Hoffnung ist, wenn die Nonnen des Thekla-Klosters, die drei Monate lang Geiseln der Islamisten waren, am Tag nach ihrer Befreiung anfangen, ihr Kloster wieder aufzubauen, auch wenn sie nicht wissen, ob das alles einen Sinn hat. Sie hoffen, dass es Sinn macht und werden aktiv. Das ist Hoffnung.“

Ja, die Frage nach der Hoffnung... Sie zieht sich wie ein roter Faden durch meine 23 Jahre mit dem Schneller-Magazin und dem Thema Christen im Nahen Osten. In einer der ersten von mir verantworteten Ausgaben des Schneller-Magazins schrieb Kamal Farah von der anglikanischen Kirche in Jerusalem eine Besinnung über eine alte Christus-Ikone aus dem Katharinenkloster im Sinai: „Für uns Christen im Nahen Osten ist es eine besondere Ikone. Auf den ersten Blick scheint es eine Christusdarstellung zu sein, wie es viele von ihnen gibt. Wer aber genau hinschaut, sieht, dass das Gesicht nicht symmetrisch ist. Das rechte Auge ist klar, das linke irgendwie unscharf. Als hätte der Maler sich vertan. Dabei hat er bewusst ein weinendes Auge

gemalt. Christus weint mit den Menschen, hat Mitleid mit ihnen, versteht sie in ihrem Leid. Er blickt aber auch über das Leid hinaus, bleibt nicht beim Leiden stehen. Dafür steht das rechte Auge, das klar nach vorne schaut. Es steht für die Hoffnung.“

An diese Ikone musste ich in all den Jahren immer wieder denken; bei Begegnungen mit koptischen Christen in Ägypten nach dem Massaker an den 21 Märtyrern von Sirte im Februar 2015; in Gesprächen mit Christen, die 2013 aus Aleppo fliehen mussten und sich irgendwann in ärmlichsten Verhältnissen in Beirut wiederfanden; mit libanesischen Christinnen und Christen, die trotz allem nicht müde werden, an ihr geschundenes Land zu glauben; mit armenischen Christen, deren kollektives Trauma durch den Genozid 1915 bis heute immer wieder aufs Neue angetriggert wird; in der Begegnung mit assyrischen und aramäischen Christen in Syrien und im Irak, deren Gemeinschaften über die Jahrhunderte so viel Ungerechtigkeit und Verfolgung erleiden mussten, was hierzulande nur die Wenigsten wissen; oder beim Interview mit Christen aus Mossul, die im Juni 2014 vor dem Islamischen Staat flüchten mussten und jetzt vor der Frage stehen, ob sie wieder zurückkehren können. Ganz besonders muss ich aber an die Christus-Ikone denken, wenn ich mit palästinensischen Christinnen und Christen in Kontakt bin. Sie erfahren wie ihre muslimischen Nachbarn seit Jahrzehnten Ungerechtigkeit, Gewalt und Demütigung.

In keinem Gespräch mit Christen im Nahen Osten habe ich je Worte des Hasses oder der Sehnsucht nach Vergeltung gehört. Vielmehr ging und geht es immer um die Frage, welche Antworten der christliche Glaube in all diesen aussichts-

losen Situationen hat. Viele Antworten geben die Christen in den nahöstlichen Ländern oft selbst vor, durch ihr Beten, ihren konkreten Einsatz für den Nächsten, mit ihrer Bildungsarbeit und ihrem unbedingten Anspruch, Teil der Gesellschaft zu sein, in der sie leben. Gott schaut mit beiden Augen auf seine Kinder, mit dem weinenden und dem klaren Auge.



Christus-Ikone (6. Jahrhundert) aus dem Katharinenkloster im Sinai

Gerne würde ich die Namen all derjenigen aufzählen, denen ich begegnet bin und von denen ich persönlich lernen durfte. Ich fürchte aber, ich könnte jemanden vergessen. 23 Jahre sind eine lange Zeit. Doch einige muss ich namentlich nennen. Weil ich bisher nur Männer zitiert habe, möchte ich den Frauen danken, die meinen Blick immer wieder auf das Wesentliche gelenkt haben: auf das Leben und auf die Menschen. Von ihnen habe ich gelernt, dass jede und jeder einzelne wirksam sein kann, egal wo und egal für wen. Hauptsache es dient dem Leben. Danke an Rima Nasrallah, Rosangela Jarjour, Mary Jarjour, Liza Titizian, Viviane Brakhia, Linda Macktaby, Mathilde Sabbagh, Najla Kassab, Nayla Tabbara, Joyce Khoury, Sally Azar, Nora Carmi, Qamar Badwani, Talar Marshlian, Izdihar Kassis, Firyal Eid, Gabriele Hamzé...!

Ihr habt mich immer großzügig an Euer Wissen, Eurer Erfahrung und Eurem Alltag teilhaben lassen. Wie Ihr Euch trotz der nicht einfachen Rollenbilder in euren Gesellschaften und Kirchen einbringt und die Dinge am Laufen haltet, das ist klug, würdig und stark. Die Welt ist gut, weil es euch gibt!

Und die Welt ist gut, weil es die Schneller-Schulen gibt! Weil Kinder und Jugendliche dort Wertschätzung erfahren, in einem gewaltfreien Umfeld aufwachsen und ihnen das Vertrauen gegeben wird, dass es Sinn macht, dass es sie gibt. Danke an Khaled Freij in Jordanien und Odette Makhoul im Libanon, dass Ihr die beiden Einrichtungen zum Wohle der Kinder führt!

Einen besonderen Dank möchte an dieser Stelle Martin Keiper aussprechen, der die letzten sechs Jahre das Schneller-Magazin grafisch gestaltet hat und mit

EMS/Heidmann



Als freie Journalistin wird Katja Dorothea Buck weiter in die Region reisen, um über Christen im Nahen Osten zu berichten und zu testen, wo es die beste Kunafa gibt.

seiner konstruktiv-kritischen Art sehr zur Qualität des Heftes beigetragen hat. Schließlich möchte ich an dieser Stelle auch der EMS und dem EVS aussprechen. Ich konnte 23 Jahre lang bleiben, weil man mir die Freiheit gelassen hat, das Schneller-Magazin als Publikation weiterzuentwickeln mit all meiner Nahost-Expertise und mit meiner handwerklichen Erfahrung als Journalistin und Redakteurin. Über diese Arbeit habe ich zu meinem Lebensthema gefunden.

Meiner Leidenschaft für die Ökumene und für die nahöstliche Christenheit werde ich künftig in einem anderem Rahmen nachgehen. Die 23 Jahre bei und mit euch bleiben mir als wertvolle und prägende Zeit. Danke!

Katja Dorothea Buck

Gelacht, geweint, gefeiert

Eine respektable Bilanz nach 25 Jahren Zusammenarbeit

Feiern im Angesicht von Zerstörung und Angst? Gemeinsam tagen, auch wenn die Zukunft des Studiums im Mittleren Osten (SiMO) angesichts der politischen Situation in Nahost in den Sternen steht? Wir haben es Anfang Juni gewagt, haben gemeinsam getagt und gefeiert. Und es war gut und richtig, weil die Bilanz von SiMO nach 25 Jahren respektable ist.

Ein Vierteljahrhundert ist es her, dass sich Pfarrer, Dozierende und Professoren dafür stark gemacht haben, dass Studierende aus Deutschland an der Near East School of Theology (NEST) in Beirut/Libanon studieren können. Mehr als 80 junge Menschen haben dies seither getan. Doch in den letzten Jahren war eine Entsendung schwierig: Im Sommer 2020 erschütterte eine gewaltige Explosion den Hafen der Stadt und richtete auch Schäden in der Hochschule an. Monate später galten restriktive Reisebeschränkungen aufgrund von Corona. Und immer schwieriger wurde die wirtschaftliche Situation im Libanon. Für viele ist sie bis heute ein Überlebenskampf.

Nach dem Attentat der Hamas am 7. Oktober 2023 mussten die SiMO-Studierenden nach wenigen Wochen in Beirut ins sichere Deutschland zurückgerufen werden. Sie bangten fortan um ihre nahöstlichen Kommilitonen. Auch wir Verantwortliche fragten uns mehrfach, inwieweit ein Studieren und Lernen in Beirut überhaupt noch möglich sind. Spätestens nach den sogenannten Pager-Angriffen im September 2024 und dem Krieg Israels gegen die Hisbollah im Libanon war an eine er-

neute Entsendung nicht mehr zu denken. Doch Einigkeit bestand zwischen den Verantwortlichen in Deutschland und im Libanon, dass die über Jahre gewachsene Partnerschaft weiter gepflegt werden soll, zum Beispiel bei den gemeinsamen Konsultationen, zu denen man sich alle drei Jahre mal im Libanon, mal in Deutschland trifft.

Im Juni diesen Jahres war es wieder soweit. Eine Delegation von der NEST kam nach Erfurt und gemeinsam konnte über die bisherige und die künftige Zusammenarbeit diskutiert werden. Nach 25 Jahren zeigte sich deutlich, wie sehr das ganzheitliche Lernen an der NEST, das gemeinsame Lernen und Forschen von Studierenden und Lehrenden unter einem Dach sowie das gelebte geistliche Leben, zumal in einem politisch und religiös hoch komplexen Kontext wie dem Libanon prägend für deutsche Studierendenbiographen ist.

Im Curriculum eines Theologiestudiums und anderer Studienfächer in Deutschland spielen die Vielfalt der christlichen Gemeinschaften, wie sie im Libanon anzutreffen sind und die Frage, wie sich Leben und Glauben in einer muslimisch geprägten Gesellschaft gestalten, kaum eine Rolle. Deswegen sind die im Libanon vermittelten Kenntnisse und zahlreichen Begegnungen einmalig.

Umgekehrt betonten die Dozierenden und Studierenden der NEST mehrfach, wie gut die Präsenz der SiMO-Studierenden sei und sie als Christ*innen im Nahen Osten und auch in ihrem theologischen Nachdenken herausfordere.



Dem anderen zuhören und Anfragen offen und ohne Vorbehalt einbringen. Bei der SiMO-Konsultation ist dies gelungen.

Klar war, dass diese gewachsene Zusammenarbeit weitergehen soll. Alle arbeiteten hart an der Formulierung eines *Memorandum of Understanding*, einer Art Hoffnungsplan für die Zukunft einer fort-dauernden Kooperation.

In Erfurt stand aber noch eine andere Frage im Raum. Nämlich: Wie werden die Vorgänge in Israel und Palästina mit ihren Auswirkungen auf die Nachbarländer jeweils theologisch eingeordnet? Studierende an der NEST hatten auf Poster gebracht, was ihnen durch den Kopf geht, wenn sie zerstörte Dörfer im Südlibanon besuchen, wenn Raketen Syrien beschießen oder wenn der Weg zum Studium aus der Westbank kaum mehr möglich ist.

Dass der deutsche Blick ein anderer als der nahöstliche ist, wurde ausgehalten. Niemand wollte den anderen von seiner Perspektive überzeugen. Niemand wollte harmonisieren oder polarisieren. Sehr wohl wurden aber die damit verbundenen Emotionen, Ängste und Hoffnungen zugelassen und von beiden Seiten gehört. Das persönliche Bekenntnis, dass die deutsche Staatsräson nur schwer auszuhalten ist an-

gesichts der Zerstörung im Libanon, stand genauso im Raum wie die Verzweigung, wenn man palästinensischen wie israelischen Freunden Trost spenden soll.

Anfragen konnten offen und ohne Vorbehalt formuliert werden. So auch die Frage: Meint ihr, dass theologisches Nachdenken nach dem 7. Oktober noch so aussehen kann wie vorher?

Könnte das nicht ein Modell ökumenischer Arbeit sein? Anfangen, die jeweiligen Narrative zu hören, sie zulassen und mit ihnen konstruktiv arbeiten. Es ist zu hoffen, dass dieser Austausch auch in den nächsten 25 Jahren Frucht bringt und getragen wird von dem ökumenischen Bestreben, an- und miteinander zu arbeiten für die Gemeinschaft im Glauben. Denen, die das bisher getan haben, sei gedankt!

Claudia Rammelt ist promovierte Theologin mit Lehr- und Forschungsaufträgen an der Georg-August-Universität Göttingen und der Ruhr-Universität Bochum. Sie ist Vorsitzende des Studienprogramms Studium im Mittleren Osten SiMO.

Zwischen Raketenalarm und Klostergemeinschaft

Ein Jerusalem-Besuch in bewegten Zeiten

Der Besuch von Markus Schoch in Jerusalem im Juni dieses Jahres hatte mit dem sogenannten Zwölf-Tage-Krieg zwischen Israel und dem Iran eine dramatische Wendung genommen. Die Theodor-Schneller-Schule in Amman wurde am Ende zum Zufluchtsort.

Lange Zeit war ich nicht mehr in Jerusalem gewesen – einer Stadt, mit der mich viele Erinnerungen verbinden. Hier hatte ich ein ökumenisches Studienjahr in der Dormitio-Abtei auf dem Berg Zion verbracht und als Volontär an der lutherischen Erlöserkirche in der Altstadt gearbeitet. Mit Reisegruppen war ich unterwegs gewesen, oft auch privat. Nun wollte ich die Pfingstferien nutzen, um wieder persönlich vor Ort zu sein – und nicht nur die Nachrichten aus der Ferne mit schwerem Herzen zu verfolgen.

Die westlichen Fluggesellschaften flogen inzwischen wieder nach Tel Aviv, nachdem sie Anfang Mai ihre Verbindungen vorübergehend eingestellt hatten. Damals war eine Rakete aus dem Jemen in der Nähe des Flughafens Ben Gurion eingeschlagen. Es war kein größerer Schaden entstanden, der Betrieb nur kurz unterbrochen worden. Die Menschen in Israel schienen sich an solche Angriffe gewöhnt zu haben. Man vertraute darauf, dass die Luftabwehr das Schlimmste verhinderte – und arrangierte den Alltag danach.

Am 12. Juni kam ich in Jerusalem an und konnte in der Dormitio-Abtei wohnen. Bei der Ankunft zeigte man mir, wie

Kriegsbedingt zu einer ungewöhnlichen Klostergemeinschaft geworden: drei Brüder, einige Volontäre und Gäste in der Dormitio-Abtei in Jerusalem. Links neben Abt Nikodemus (Mitte) Markus Schoch.



ich die Raketenwarn-App auf meinem Handy installiere und wo der nächste Zugang zum Luftschutzkeller liegt. Vieles war mir vertraut: der Gang durch die Gassen der quirligen Altstadt, das bunte Treiben auf den Plätzen, das abendliche Chaos im Berufsverkehr.

Doch in der Nacht begann, was man inzwischen den „Zwölf-Tage-Krieg“ nennt. Die israelische Luftwaffe griff Ziele im Iran an, und der Iran reagierte mit massivem Raketenbeschuss auf Israel. Die Regierung verhängte den Ausnahmezustand: Geschäfte – mit Ausnahme von Lebensmittelläden und Apotheken – blieben geschlossen, Veranstaltungen wurden abgesagt. Die Straßen, am Vortag noch voller Leben, lagen nun still und menschenleer. Die Altstadt wurde komplett abgesperrt, selbst die Klagemauer war nicht mehr erreichbar. Der Flughafen in Tel Aviv stellte den Betrieb auf unbestimmte Zeit ein, und EL AL brachte ihre Flugzeuge außer



Markus Schoch

gestellt, mit Taube und Christusmonogramm. Das hebräische Wort für Arche, *tevah* (תבה), bedeutet schlicht „Schutzkasten“ – und kommt in der Bibel nur noch bei dem Kästchen vor, in dem Mose am Nil vor der Verfolgung gerettet wurde. Dieses Bild wurde für uns zum Sinnbild einer besonderen Gemeinschaft in unsicheren Tagen.

Für uns Gäste stellte sich die Frage, wie wir das Land verlassen könnten. Da der Flughafen in Tel Aviv geschlossen blieb, führte der einzige einigermaßen sichere Weg über Jordanien. So wurden wir zu einer kleinen Reisegruppe, die über die King-Hussein-Brücke ins Jordantal aufbrach – dankbar, dass wir in der Theodor-Schneller-Schule in Amman eine ebenso schützende und gastfreundliche Unterkunft fanden. Direktor Khaled Freij empfing uns herzlich, und im Gästehaus konnten wir bleiben, bis wir über den Flughafen Amman die Heimreise antreten konnten.

Landes – ein deutliches Zeichen der angespannten Lage.

Die Angriffe waren heftiger als gewohnt. Selbst im Luftschutzkeller waren die Explosionen deutlich zu hören und die Erschütterungen zu spüren. Schätzungen zufolge wurden 10 bis 15 Prozent der Raketen und Drohnen nicht abgefangen – mit teils schweren Schäden, Toten und Verletzten. An Ausflüge oder Reisen im Land war nicht mehr zu denken. Ein Mitbewohner bemerkte trocken: „Es ist wie in Corona-Zeiten – nur ohne Masken, dafür mit Bunker.“

In der Abtei bildeten wir nun eine kleine klösterliche Gemeinschaft auf Zeit: drei Brüder, einige Volontäre und Gäste. Wir aßen gemeinsam, hielten die Stundengebete und teilten unsere Erfahrungen und Eindrücke. Im Fußbodenmosaik der Klosterkirche ist im Eingang eine Arche über den chaotischen Fluten dar-

Ich bin dankbar für die Bewahrung, die ich in diesen Tagen erfahren durfte – in der Gemeinschaft der Abtei, in der Gastfreundschaft der Schneller-Schule. Und zugleich weiß ich, dass viele Menschen in diesem Krieg keinen schützenden Ort haben, sondern Angst, Verlust und Leid ertragen müssen. Umso mehr hoffe und bete ich, dass die Kriege in dieser Region mit all ihrem Unrecht und ihrem Schmerz bald enden und Menschen Orte finden, an denen sie in Frieden und Sicherheit leben können.

Markus Schoch ist Württembergischer Pfarrer und Regionalbischof in der Prälatur Reutlingen. Seit 2022 ist er Mitglied im Vorstand der Schneller-Stiftung.

Wichtiges Bindeglied zwischen Hier und Dort

Ehemalige Freiwillige treffen sich in Stuttgart

Ende Oktober sind in Stuttgart mehr als 20 junge Menschen auf Einladung des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) zusammengekommen, die in den vergangenen Jahren in Jordanien oder im Libanon als Freiwillige gearbeitet haben. Es war das zweite Treffen dieser Art seit 2019.

Der Freiwilligendienst an der Theodor-Schneller-Schule war eine einzigartige Erfahrung und eine prägende Zeit für mich“, sagt Johanna Leidel. 2023/2024 war sie als Freiwillige in Jordanien und arbeitet mittlerweile im Vorstand des Schweizer Vereins für die Schneller-Schulen (SVS) mit. „Ich habe an der TSS die Mitarbeitenden bei der Freizeitgestaltung und Nachmittagsbetreuung der Internatskinder unterstützt. Aber auch in der Schule konnte ich mich einbringen. Dort habe ich im Englisch-Unterricht sowie im Chor und im Schauspielunterricht mitgeholfen.“

Nach ihrer Rückkehr hat Johanna Leidel begonnen, Politikwissenschaft zu studieren und lernt Arabisch – auch dies eine Folge des Aufenthalts in Jordanien. Die ersten Worte auf Arabisch hatten sich im Austausch mit den Kindern und Jugendlichen ergeben.

„Das war ein Geben und Nehmen: Die Schülerinnen und Schüler haben zum Beispiel beim Essen auf ein Glas gezeigt und mich nach dem deutschen Wort gefragt. So habe ich das arabische Wort gelernt“, erzählt sie.

Ende Oktober kamen in Stuttgart mehr als 20 junge Menschen zusammen, die in den vergangenen Jahren in Jordanien und im Libanon als Freiwillige gearbeitet haben. Bei einigen liegt der Dienst mehr als 20 Jahre zurück. Bei anderen sind die Eindrücke noch ganz frisch. Die Teilnehmenden waren sich einig: Der Aufenthalt in Jordanien bzw. im Libanon war eine einzigartige und prägende Erfahrung. Viele Freiwillige sind weiterhin mit den Schneller-Schulen verbunden.

In Jordanien arbeiten Freiwillige in der TSS in Amman und im Holy Land Institute for the Deaf in Salt, einer Bildungseinrichtung für taube und taubblinde Kinder. Auch an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) waren Freiwillige über viele Jahre hinweg im Einsatz. In den vergangenen Jahren war eine Entsendung aus Sicherheitsgründen leider nicht mehr möglich. Odette Haddad Makhoul, die Schulleiterin der JLSS, war beim Treffen in Stuttgart dabei. Sie berichtete über die Situation an der Schule und die vielen Aktivitä-



ten, die im vergangenen Jahr stattgefunden haben. „Zu Beginn des Schuljahrs war die Schule zunächst geschlossen. Wegen des Kriegs zwischen der Hisbollah und der israelischen Armee war an einen regulären Betrieb nicht zu denken. Der Unterricht konnte aber online stattfinden, worüber ich sehr froh bin. Im November 2024 war es dann möglich, die Schule wieder zu öffnen.“

Auch Khalid Frej war bei dem Treffen der Freiwilligen in Stuttgart dabei. Der Direktor der TSS kennt viele der ehemaligen Freiwilligen. „Die Mitarbeit der jungen Menschen aus Deutschland ist eine große Bereicherung für die Schulen“, sagt er. Die Kinder und Jugendlichen profitierten sehr von dem Kontakt mit den Freiwilligen. „Es ist eine beiderseitige kulturelle Erfahrung und ein intensiver Austausch. Die Freiwilligen bringen sich in die Arbeit der Schule ein und arbeiten im Internatsbereich und in der Schule mit. Die Schülerinnen und Schüler lernen Menschen aus einem anderen Kulturkreis kennen“, erläutert er.

Die Bedeutung des Freiwilligendienstes für die Schneller-Arbeit insgesamt betont auch Uwe Gräbe, der als EVS-Geschäftsführer bei dem Treffen die Arbeit des Schneller-Vereins vorstellte: „Die Freiwilligen sind ein wichtiges Bindeglied zwischen den Schulen im Nahen Osten sowie den Kirchen und Gemeinden in Deutschland. Der Freiwilligendienst ist ein gelebter Ausdruck der Geschichte der Schulen

und der Verbundenheit, die weiterhin besteht.“ Hinzu komme ein weiterer Aspekt. „Die Freiwilligen können aus erster Hand berichten. Sie tragen dazu bei, dass die Schneller-Schulen bekannt und präsent bleiben“, sagt Gräbe.

Silvan Eppinger ist Mitglied im Vorstand des EVS. 2001/2002 war er als Freiwilliger ein Jahr lang an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon.

Das Ökumenische Freiwilligenprogramm der EMS

Der Dienst an den Einrichtungen in Jordanien und im Libanon ist Teil des Ökumenischen Freiwilligenprogramms ÖFP der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS). Seit Anfang der 1990er Jahre werden jungen Menschen über dieses Programm in Projekte der EMS-Partnerkirchen entsendet. Unterstützt und begleitet werden sie von einem Team aus Haupt- und Ehrenamtlichen in der EMS sowie durch Seminare und Bildungsangebote.

Die EMS ist als Entsendeorganisation des entwicklungspolitischen Freiwilligendienstes „weltwärts“ anerkannt – ein Förderprogramm des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Mehr Infos: zum ÖFP: ems-online.org/mitmachen/oefp zu Weltwärts: www.weltwaerts.de/de/



Der Aufenthalt in Jordanien bzw. im Libanon war für alle Freiwilligen eine einzigartige und prägende Erfahrung.



Mitgliederversammlung und Jahresfest des Schneller-Vereins 2025

Bei der diesjährigen Mitgliederversammlung des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) stand die Frage nach der Zukunft des Christentums im Nahen Osten im Zentrum. Insgesamt kann der Verein sich über ein gutes Spendenaufkommen freuen.

Drei Jünglinge im lodernden Feuerofen. Und dann eine vierte Gestalt, die da erscheint, von hinten, ihnen liebevoll und schützend die Hand auf die Schultern legend... Eine berührende Szene ist das, dargestellt auf einer Ikone, die Heidi Josua vom Evangelischen Salam-Center zum Eröffnungsgottesdienst des diesjährigen Schneller-Jahresfestes am 26. Oktober mitgebracht hatte. Wie relevant diese Erzählung aus dem dritten Kapitel des Daniel-Buches für viele Christinnen und Christen aus dem Nahen Osten und Nordafrika ist, das wurde in ihrer Predigt sehr plastisch deutlich. Unter die Haut gehend.

Denn die Erfahrung von göttlicher Bewahrung in Situationen, wo es wirklich „gebrannt“ hat,

können wohl auch Menschen in zahlreichen anderen Kontexten teilen. Wie viel mehr also die, die beispielsweise in ihrem verwüsteten, gebrandschatzten Kirchengebäude in Ägypten ein Lied über die „himmlische Kirche“ anstimmen – wie es in einem Videoclip zu sehen war, den die Predigerin mit der Gemeinde teilte?

Rund fünfzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer, Vereinsmitglieder und Gäste kamen nach dem Gottesdienst in den Gemeindesaal der Pauluskirche in Stuttgart, um auf unterschiedliche Perspektiven zum Thema „Gehen oder Bleiben. Wo liegt die Zukunft des nahöstlichen Christentums?“ zu hören, Neues aus dem Libanon, Jordanien und den Schneller-Schulen zu erfahren, über die Finanzen abzustimmen und an den aktuellen Entwicklungen des Vereinslebens teilzuhaben.

Die Direktorin und der Direktor beider Schneller-Schulen waren zu dieser Veranstaltung ange-



Foto: SVS/Ursus Waldmaier

Am Nachmittag ging es um die Frage: „Gehen oder Bleiben?“ Über die Zukunft des nahöstlichen Christentums diskutierten (von links) der evangelische Pfarrer Nabil Maamarbashi aus Syrien, Pfarrer Khaled Freij, Direktor der Theodor-Schneller-Schule in Jordanien, Pfarrer

reist: Odette Haddad Makhoul aus dem Libanon und Khaled Freij aus Jordanien. Für eine Podiumsdiskussion zum Schwerpunktthema stießen noch drei Menschen hinzu, die buchstäblich zwischen den Kulturen leben: Musa Almunaizel, der dankbar dafür ist, dass er mit Al-Fuhais (Jordanien) und Berlin über mehrere Heimaten verfügt; der ursprünglich aus Syrien stammende, armenisch-evangelische Pfarrer Nabil Maamarbashi; sowie Hanna Josua, ebenfalls vom evangelischen Salam-Center. Alle waren sich darüber einig, dass Christen im Nahen Osten nur dann eine Zukunftsperspektive haben, wenn ihnen nicht lediglich Minderheitenrechte zugesprochen werden, sondern sie vielmehr über volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung verfügen. Hanna Josua fügte hinzu, dass das Festhalten mancher christlicher Gemeinschaften an einem Minderheitenstatus oft zu gefährlichen Allianzen mit Diktatoren geführt habe, die sich gerne als Beschützer solcher Minderheiten inszenieren.

Beeindruckend war, wie stark die beiden Schneller-Direktoren betonten, dass ihr Einsatz im Libanon und in Jordanien nicht

nur ein Beruf sei, sondern eine Berufung – und konkreter Ausdruck langer Familientraditionen. Dazu ergänzte Odette Makhoul, dass Christen nicht deswegen aus den Ländern des Nahen Ostens emigrieren, weil sie irgendein Land in Europa oder Amerika mehr lieben als ihre Herkunftsorte, sondern vielmehr, weil ihre Perspektiven in den Letzteren oft so gering seien. Einig waren sich alle, dass gute Bildung – wie sie in den Ländern des Nahen Ostens traditionell von den Kirchen verantwortet wird – ein Schlüssel ist, um begabten jungen Menschen die Wahl zwischen „Gehen“ und „Bleiben“ überhaupt erst zu ermöglichen. Und oft entscheiden sie sich dann eben doch zum Bleiben – oder für eine Existenz zwischen den Kulturen, als Brückenbauer sozusagen.

Viel Neues aus den beiden Schneller-Schulen gab es zu berichten: von der Elektromobilität bis zu einer bedeutenden Ordensverleihung, von der Internats-einweihung bis zu kostenlosen Ausbildungsgängen für Mädchen. Aber auch im Verein hat sich viel getan, worauf die Vorsitzende Kerstin Sommer hinweisen kann-



Uwe Gräbe, Geschäftsführer des EVS, Musa Al-Munaizel, Mitglied im EVS-Vorstand, Odette Haddad Makhoul, Direktorin der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon und Pfarrer Hanna Josua vom Evangelischen Salam-Center.

te: die Präsenz auf dem Kirchentag etwa, Besuche an den Schulen, erste Planungen für das zwanzigjährige Bestehen der Schneller-Stiftung im Jahr 2026/27... Von Einnahmen und Ausgaben in Höhe von 1,1 Millionen Euro im Jahr 2024 berichtete schließlich der Schatzmeister, Christian Kissling – ein sehr ordentliches Ergebnis! Einen wesentlichen Anteil haben daran die weiterhin steigenden Spenden zahlreicher sehr großzügiger Einzelspender, die einen deutlichen Rückgang bei den Spenden und Kollekten aus Gemeinden und Dekanaten momentan noch mehr als aufwiegen. Die segensreiche Arbeit der Schneller-Schulen kann also weiter im gewohnten Umfang gefördert werden! In diesem Sinne wurde der Wirtschaftsplan angenommen und der Vorstand (bei Enthaltung der Betroffenen) einstimmig entlastet.

Silvan Eppinger, ehemaliger Freiwilliger an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule

und Vorstandsmitglied des EVS, berichtete von dem angeregten Treffen zahlreicher ehemaliger Freiwilliger am Vortag. Debatten gab es über die Frage, welche Schritte sinnvoll sind, um eine Anerkennung des Staates Palästina durch die Bundesregierung zu befördern. Es verwundert nicht, dass hierzu die Meinungen stellenweise auch auseinandergingen.

Einig waren sich die Mitglieder jedoch in ihrem großen Bedauern, dass Katja Dorothea Buck in Zukunft nicht mehr für das Schneller-Magazin verantwortlich sein wird, sowie in der Dankbarkeit für einen 23-jährigen Dienst, durch den das Schneller-Magazin zu einer herausragenden Publikation geworden ist. Im Auf und Ab der unterschiedlichsten Entwicklungen tut sich hier eine Lücke auf, die nur schwer zu füllen sein wird.

Uwe Gräbe

Zusätzliche Projekte möglich

Stuttgart (EVS). Nach zwei eher „dürren“ Jahren gibt es endlich wieder richtig gute Entwicklungen bei den Finanzen der Schneller-Stiftung! Erstmals ist das Stiftungskapital auf über drei Millionen

schüttet. Davon gehen 25.000 Euro an die Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon, um die beiden Computerräume für die Schülerinnen und Schüler auf einen ordentlichen Stand zu bringen.



**SCHNELLER STIFTUNG –
ERZIEHUNG ZUM FRIEDEN**

Euro angewachsen, und auch die Erträge, die damit erwirtschaftet wurden, waren im vergangenen Jahr ausgesprochen gut.

So konnte das Kuratorium, das sich auf Einladung von Prälat Markus Schoch in Reutlingen getroffen hatte, beherzte Entscheidungen treffen: Ein Betrag von immerhin 41.900 Euro wird diesmal ausge-

Weitere 16.900 Euro wurden von der Theodor-Schneller-Schule beantragt, um im Innenhof des frisch renovierten Internats ein solides Ballspielfeld mit Ausstattung für Volleyball, Basketball und Handball anzulegen. Auch dazu gab das Kuratorium gerne seine Zustimmung. In beiden Fällen kommen die Mittel unmittelbar den Kindern und Jugendlichen zugute – für Projekte, die sonst nicht hätten finanziert werden können.

SCHNELLER

MAGAZIN ÜBER CHRISTLICHES LEBEN IM NAHEN OSTEN



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

3-4/2025

Katja Dorothea Buck



Quo vadis Libanon?

Hoffnung als Weg des Glaubens

„Die Hoffnung stirbt zuletzt“, ist ein Satz, den wir gerne anwenden, wenn eine Situation aussichtslos erscheint. Wenn einem nichts Anderes bleibt als die Hoffnung.

Als wir im Herbst 2024 in der Ukraine waren und mit jungen Soldatinnen und Soldaten sprachen, sagten diese uns, dass an der Front nur noch das Gebet bleibt, die letzte Hoffnung, dass alles doch gut zu Ende geht. Die Hoffnung gegen jeden menschlichen Realismus.

Hoffen ist zutiefst religiös. Es ist das Vertrauen auf Gott, der Glauben, dass Gott die Hoffnung erfüllt. Die Hoffnung wird uns Christen schon von Abraham gelehrt. „Und obwohl alles hoffnungslos schien, gab Abraham die Hoffnung nicht auf, sondern glaubte den Worten“, heißt es im vierten Kapitel des Römerbriefs.

Wir leben in einer Zeit, in der wir immer wieder hoffen, es bleibt uns ja auch nichts Anderes übrig. Wir leben in einer Welt, in der nun schon im vierten Jahr ein Krieg in Europa tobt, in der im Heiligen Land kein Frieden greifbar erscheint, in der in Myanmar nun schon im fünften Jahr das Militär einen Krieg gegen die Bevölkerung führt. Die Krisengebiete der Welt könnten endlos weiter aufgelistet werden.

Wir leben aber auch in einer Zeit, in der wir gefordert sind, eine klare Haltung einzunehmen. Denn die Kriege im Heiligen Land, in Myanmar und der Ukraine zeigen, was auf dem Spiel steht: Unsere Freiheit. Freiheit bedeutet, Verantwortung zu übernehmen. Paulus sagt, dass Christus uns zur Freiheit berufen hat. Das heißt,

Ein Zeichen der Hoffnung in dunklen Zeiten: Brennende Kerzen in der kleinen Sankt-Georgs-Kapelle in der Altstadt von Damaskus.



dass wir aufgerufen sind, in unserem Tun und Handeln, den Heiligen Geist wirken zu lassen und die spirituelle Dimension unserer Arbeit explizit herauszustellen.

Unsere Partner berichten aus hoffnungslosen Situationen, aus dunklen Nächten, wie sie geduldig das Leid ertragen und dennoch hoffen und handeln. Sie haben die Hoffnung, dass es gut wird. Die Kraft zu dieser Hoffnung bekommen sie auch durch den Glauben. Der Glaube wird hier zum Mittel zur Heilung. In ihrem Engagement treten sie um des Menschen willen für Gott ein. Weil es darum geht, in der trostlosen Situation im Namen Got-

*Und obwohl alles
hoffnungslos schien, gab
Abraham die Hoffnung
nicht auf, sondern
glaubte den Worten.*

Römer 4,18



Katja Dorothea Buck

tes für die unbedingte Würde eines jeden Menschen zu streiten. Die Hoffnung führt zum Handeln. Das Christentum wird zum Hoffnungsspeicher, die Hoffnung zum Weg des Glaubens.

„Die Welt braucht diese christliche Tugend heute so dringend! Die Welt braucht Hoffnung!“, sagte Papst Franziskus am 8. Mai 2024. Und weiter: „Genauso dringend braucht sie Geduld, eine Tugend, die mit der Hoffnung Hand in Hand geht. Geduldige Menschen sind Wegbereiter des Guten. Sie sehnen sich hartnäckig nach Frieden, und obwohl manche es eilig haben und alles und jedes jetzt haben wollen, hat die Geduld die Fähigkeit zu warten. Selbst wenn viele um sie herum der Desillusionierung erlegen sind, ist derjenige, der von der Hoffnung beseelt und geduldig ist, in der Lage, auch die dunkelsten Nächte zu überstehen. Hoffnung und Geduld gehören zusammen.“

Genau diese Geduld wird jedoch strapaziert, wenn man sich in den Krisenländern nach Frieden sehnt. Wenn man fliehen muss, weil in Myanmar das Militär die Dörfer abbrennt, in der Ukraine zivi-

le Ziele attackiert oder im Heiligen Land Christen und Muslime von radikalen Siedlern von ihrem Land vertrieben werden und im Gazastreifen so viele Menschen sterben.

Wir müssen die Kriegsparteien aufrufen, dass sie Wege der Hoffnung betreten, dass sie Wege des Dialogs finden, miteinander reden, um einen Weg aus der Spirale der Gewalt zu finden, einen Weg zum Frieden. Dialog ist der Auftrag der Kirche, weil es dem Wesen der Kirche entspricht, die Menschen zu Einheit und Liebe zu führen (vgl. Nostra aetate 1).

Frieden ist eine Geisteshaltung. Der Friedensnobelpreisträger von 1954, P. Dominique Pire OP, sagt: „Dialog bedeutet, über die Grenzen der eigenen Überzeugung hinauszublicken und für die Dauer des Dialogs das Herz und den Geist des anderen zu teilen, ohne irgendeinen Teil des eigenen Selbst aufzugeben, um das wirklich Gute und Nützliche in den Gedanken, Gefühlen und Handlungen des anderen zu verstehen, zu beurteilen und zu schätzen. Man muss sich wirklich in den anderen hineinversetzen. Das erfordert, dass man sich selbst, wer wir sind und was wir denken, in eine Art Klammer setzt, um den anderen positiv zu würdigen, ohne unbedingt seinen Standpunkt zu teilen. Darin liegt eine tiefe Selbstaufopferung.“

In diesem Sinne sind wir als Christen aufgerufen, aus der Hoffnung heraus uns für den Frieden und den Dialog einzusetzen. Heute mehr denn je.

Nadim K. Ammann arbeitet seit 2003 in der Diözesanstelle Weltkirche & Dialog. Seit September 2020 leitet er sie.

Der Sehnsucht nach Wahrheit und Transformation begegnen

Ein neuer Naher Osten braucht gut ausgebildete TheologInnen

Sechs Jahre ist es her, dass im Libanon am 17. Oktober 2019 eine „Revolution“ begann. Viele nennen sie heute den „Aufstand der Veränderung“. Das Ereignis ist prägend für die moderne Geschichte des Landes: ein kollektiver Ruf nach Gerechtigkeit, Würde und Reform. Die Theologie muss darauf reagieren.

Es ist fünf Jahre her, dass ich nach 19 Jahren Dienstzeit als Chief Academic Officer am Arab Baptist Theological Seminary zurückgetreten bin. Es folgten Jahre der Reflexion, Forschung und neuerlichen Auseinandersetzung mit den Realitäten, die den Libanon und die Region prägen.

Durch die Forschungsinitiative Action Research Associates, die ich mitbegründet habe, war ich an zwei Projekten beteiligt. Das erste, „Dealing with the Past“, entwickelte Bildungsmodule über den Libanesischen Bürgerkrieg (1975–1990) unter Verwendung eines Mehrfachnarrativ-Ansatzes, der Raum für Dialog, Verständnis und Versöhnung schafft. Das zweite, „die Agora-Initiative“, förderte die Zusammenarbeit zwischen politischen und sozialen Aktivisten aus der 17. Oktober-Bewegung. Wir versuchten, sowohl die ungelöste Vergangenheit des Libanons als auch seine ungewisse Zukunft anzugehen mit der Vision eines bürgerlichen Rechtsstaats.

Als ich im September 2024 zum elften Präsidenten der Near East School of Theology (NEST) berufen wurde, fühlte sich

das wie eine Einladung von Gott an, zwei Welten zusammenzubringen, die mein Leben prägen: theologische Ausbildung und öffentliche Transformation. Darin sehe ich einen neuen Horizont für theologische Seminare in unserer Region.

Heute steht der Nahe Osten wieder an einem Scheideweg. Die zahlreichen Krisen im Libanon haben tiefe Spuren hinterlassen, doch sie haben auch ein Fenster für Reformen geöffnet. Die Wahl von Präsident Joseph Aoun und die Ernennung von Premierminister Nawaf Salam 2024 geben Hoffnung: Zwei Führer von seltener moralischer Integrität sollen den Kurs vorgeben. Diesen Moment dürfen wir nicht verpassen.

Mitten in regionalen Umbrüchen und Vertreibungswellen verändern sich auch unsere Kirchen. Viele sind aufgeschlossener geworden, arbeiten über Konfessions- und Glaubensgrenzen hinweg zusammen, gehen auf menschliche Bedürfnisse ein und leben Gastfreundschaft und Frieden. Es braucht aber mehr. Kirche muss von einer nach innen gerichteten Gottesdienstgemeinschaft zu einer nach außen gerichteten Gemeinschaft für Frieden und Gemeinwohl werden. Bei diesem Übergang spielen die theologischen Seminare eine entscheidende Rolle.

Das betrifft auch die NEST mit ihrer fast zwei Jahrhunderte langen Erfahrung in evangelischer, theologischer Ausbildung. Ihre Geschichte begann in den 1830er Jahren mit zwei Ausbildungspro-



Die Kirchen des Libanon sollten sich stärker nach außen orientieren. Denn gerade jetzt, sagt Martin Accad, eröffnen sich neue Chancen für den Libanon.

grammen – eines in Beirut für Araber und ein anderes im Südosten der Türkei für Armenier und Syrische Christen. Beide Programme fusionierten 1932 zur NEST, die seither kirchliche Führungskräfte für den Libanon, Syrien, Jordanien, Palästina und darüber hinaus ausbildet.

Doch es braucht heute mehr als die Ordinationsvorbereitung von Geistlichen. Die Region braucht Kirchenleitende mit einer Vision für eine ganzheitliche Transformation; Führungskräfte, die Theologie mit Wirtschaft, Umwelt, Konflikten und Kultur in Verbindung bringen können. Die NEST hat deswegen eine umfassende Strategieplanung gestartet, in die neben dem Fakultätsteam zahlreiche Interessensvertreter und Fokusgruppen einbezogen sind. Die NEST soll nicht nur ein akademischer Ausbildungsort sein, sondern auch ein Zentrum für Forschung und öffentliche Theologie.

Unsere Absolventen bekommen das notwendige biblische und theologische Rüstzeug, um die dringenden gesellschaftlichen Herausforderungen wie Um-

weltzerstörung, generationenübergreifende Armut, strukturelle Gewalt und soziale Fragmentierung analysieren und darauf reagieren zu können. Wir wollen Führungskräfte fördern, die Friedensbildung, psychosoziales Wohlbefinden und eine Haltung ökumenischer und interreligiöser Zusammenarbeit verkörpern – Führungskräfte, die dem widerstehen können, was unserer Gesellschaften schon so lange lähmt: einer Kultur des Selbstschutzes und des Misstrauens gegenüber Menschen aus anderen Gruppen.

Nur mit einer solchen Ausbildung können Kirche und Theologie wahrhaftig auf diesen historischen Moment im Nahen Osten reagieren. So können sie ihre prophetische Berufung zurückgewinnen und ihre ursprüngliche Vision weiterführen: Instrumente der Erneuerung, Gerechtigkeit und Hoffnung zu sein in einer Region, die sich nach Wahrheit und Transformation sehnt.

Dr. Martin Accad ist Präsident der Near East School of Theology (NEST) in Beirut.

Die Stürme sind heftig, aber die Segel gesetzt

Über eine sich selbst verstärkende Hoffnung

Über Generationen hinweg hat das libanesische Volk mit Schmerz auf das eigene Land schauen müssen. Dieser Schmerz barg aber stets die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in sich. Libanesinnen und Libanesen, ob im Land oder in der Diaspora, konnten eine besondere Resilienz und eine große Verbundenheit zu ihrem Land ausprägen. Dieser Mechanismus der Hoffnung kann den Libanon in eine bessere Zukunft führen.

Wer logisch vorgeht, beobachtet die Dinge wissenschaftlich, sammelt Daten, die in Analysen und Vorhersagen einfließen. Hoffnung funktioniert anders. Hoffnung ist ein Ausblick ins Unbekannte und Unsichtbare, verbunden mit dem Verlangen und der Erwartung eines positiven Ergebnisses. Eine solche Hoffnung erfordert Bindung und Liebe, die über das Wirtschaftliche hinausgehen, wo Gefühle auf erhaltenen Vorteilen basieren.

Seit vielen Jahrzehnten sehen die Menschen die Probleme, mit denen der Libanon konfrontiert ist. Wenn sie trotz dieser Hindernisse das Potenzial dieses Landes erkennen, würde ihre Enttäuschung sich naturgemäß in Verzweiflung verwandeln. Und das wiederum würde sich in der Entscheidung zeigen, entweder das Land zu verlassen oder in die innere Emigration zu gehen.

Dennoch ist in den letzten Jahrzehnten eine gewisse Verbundenheit zum Li-



banon gereift, Und Menschen in der Diaspora kennen das Problem, wenn es darum geht, das Zuhause zu verlassen. Diese Verbundenheit zum Land, die mit einer wachsenden Bereitschaft einhergeht, Verantwortung zu übernehmen, und auf dem Hintergrund eines guten Bildungsstandards zu sehen ist, welchen der private Sektor ermöglicht, kombiniert mit dem Willen, die Geschichte nicht zu wiederholen, hat eine Plattform der Hoffnung für die Libanesen geschaffen. So führt Enttäuschung heutzutage nicht mehr zu Verzweiflung, sondern zu mehr Beharrlichkeit, das Potenzial des Libanon zu schöpfen, weil man eine bessere Zukunft sehen will.

Wenn eine solche Plattform der Hoffnung aufgebaut wird, wachsen Resilienz und Handlungsbereitschaft von Generation zu Generation. Ein Beispiel dafür ist die zunehmende Verbundenheit mit der arabischen Sprache, insbesondere dem libanesischen Dialekt. Die Menschen greifen darauf zurück, geben ihn weiter und



Die Liebe zur einzigartigen Geschichte des Landes, zur Schönheit seiner Natur und zum Miteinander der Menschen bilden das Fundament der Hoffnung, dass es auch wieder besser wird.

Hoffnung führt auf selbstgenerierende Weise zu Handlungen.

Die oben genannten Beispiele mögen für einige grundlegend erscheinen, aber Handlungen, die auf Hoffnung basieren, schaffen wiederum mehr Hoffnung. Diese erneuerte Hoffnung wird weitere Handlungen erzeugen. Dies wird ein selbstgenerierender Kreislauf sein, der das libanesisches Volk auf die Seite der Rettung ihres Landes stellt. Darüber hinaus sind Hoffnung und das Gefühl der Zugehörigkeit ansteckend. Hoffnung nimmt nicht nur in vertikaler Richtung zu. Sie breitet sich auch horizontal aus.

äußern ihre Gedanken in diesem Idiom gegen die allgemein genutzte Weltsprache Englisch.

Dies gilt auch im Hinblick auf Kultur und Kunst. Viele junge Menschen sind entschlossen, das kulturelle Erbe des Libanon wiederzubeleben. Jugendliche fangen an, sich politisch zu engagieren und Parteien zu unterstützen, die sich für die Sicherung der Menschenrechte einsetzen, die Korruption bekämpfen und das konfessionelle System abschaffen wollen, das den Libanon in einem Ozean tödlicher innerer Konflikte versinken lässt.

Die libanesisches Bevölkerung ist sich mittlerweile der Macht ihrer Stimme bewusst. Sie handelt verantwortungsbewusster bei der Wahl der Politiker, die sie vertreten sollen. Viele junge Erwachsene engagieren sich ehrenamtlich in NGOs und Projekten und wollen schädliche Zustände abschaffen. Libanesen in der Diaspora arbeiten daran, Verbindungen herzustellen und Investitionen zu tätigen.

Wir sollten trotz allem in Bezug auf viele außer Kontrolle geratene Umstände nicht naiv sein. Dies gilt jedoch für jedes Land. Wichtig ist, dass wir unter den auferlegten Umständen ein gewisses Potenzial erkennen und dieses mit aller Kraft vorantreiben. Eine außer Kontrolle geratene schlechte Situation unterscheidet sich von einer schlechten oder sich verschlechternden Situation, die aus Gleichgültigkeit entsteht.

„Quo Vadis, Libanon?“ ist derzeit die zentrale Frage. Ich denke, der Libanon würde antworten: „Das liegt nicht in meiner Kontrolle, aber ich weiß, dass ich davon beeinflusst werde, wohin mein Volk mich führen möchte.“ Die Stürme sind enorm, aber die Segel werden gesetzt.

George Al-Sahili studiert Theologie an der Near East School of Theology (NEST).

„Als Christ habe ich die Pflicht, zu dienen“

Interview mit Minister Kamal Shehadi über die Zukunft des Libanon

Dr. Kamal Shehadi ist seit Februar libanesischer Minister für die Vertriebenen sowie für Technologie und Künstliche Intelligenz (KI). Er stammt aus der evangelischen Jugendarbeit.



Selfie mit Minister: Uwe Gräbe und Kamal Shehadi bei einem Treffen in Beirut.

Der Blick der Computerkamera ins Ministerbüro zeigt eine fast puritanisch nüchterne Szene: eine weiß getünchte Wand, das Portrait des libanesischen Staatspräsidenten Joseph Aoun, die libanesisches Fahne. Hinter dem aufgeräumten Schreibtisch Dr. Kamal Shehadi im offenen, weißen Hemd. Ich möchte von ihm wissen: Was sind seine Wurzeln?

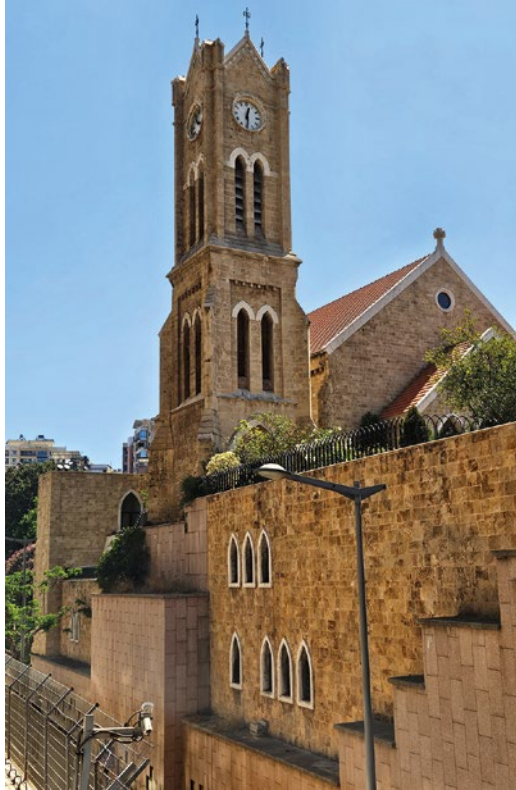
Shehadi: Ich bin in der evangelischen Kirche von Beirut groß geworden. Meine Eltern gehörten bereits zur Gemeinde; ich war in der Jugendarbeit aktiv. Der heutige Pfarrer Dr. Habib Badr leitete meine Jugendgruppe, und auch der spätere Hochschulpräsident der Near East School of Theology (NEST), Dr. George Sabra, war da engagiert. In den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren fuhren wir regelmäßig zu Sommerfreizeiten an die Schneller-Schule. Da gab es Bibelarbeiten, Freizeitaktivitäten und praktische Arbeit. Das eine oder andere Klassenzimmer haben wir zum Beispiel renoviert. Großarti-

ge, prägende Erfahrungen waren das, die ich weitergeben konnte: Meine eigenen vier Kinder haben später auch in der Jugendarbeit unserer Kirche mitgemacht.

Doch Shehadi studierte dann im Ausland, brachte hervorragende Abschlüsse aus den USA mit. Schließlich machte er Karriere als leitender Mitarbeiter von Telekommunikations- und Technologiefirmen am Golf. Was bringt so jemanden dazu, das Erreichte aufzugeben, um mitten in der tiefsten Krise politische Verantwortung im Libanon zu übernehmen? Natürlich, sagt er, habe er ein angenehmes Leben zurückgelassen: Privatsphäre, ein gemütliches Zuhause... Ohne die Unterstützung seiner Familie hätte er das nicht getan. Aber vor allem zwei Gründe hätten ihn zu diesem Schritt geführt:

Shehadi: Erstens bin ich davon überzeugt, dass christlicher Glaube immer zur Tat führt. Als Christ habe ich zu dienen. Und zweitens haben wir mit der neuen Regierung, mit dem neuen Premierminister und dem Staatspräsidenten, die eine tadellose berufliche Bilanz vorweisen können, erstmals die Chance, tatsächlich eine bessere Republik zu bauen und unseren Kindern neue Perspektiven für die Zukunft zu eröffnen.

Vertriebene und Hochtechnologie sind allerdings zwei ganz unterschiedliche Portfolios, die kaum zueinander passen. Bei den Ersteren geht es nicht um die palästinensischen und syrischen Flüchtlinge im Libanon, sondern vielmehr um jene Libanesinnen und Libanesen, die während des Bürgerkrieges (1975-1990) das Land verlassen mussten und von de-



Katja Dorothea Buck

Die National Evangelical Church in Beirut: Heimatkirche von Kamal Shehadi

nen etliche auch weiterhin gerne zurückkehren möchten. Das Vertriebenen-Portfolio sei somit ein Ministerium, welches mit der Vergangenheit abzuschließen habe, um dann selbst abgewickelt zu werden. Im Technologie-Ministerium hingegen gehe es darum, eine bessere Zukunft zu eröffnen.

Doch wie kann mit der Vergangenheit abgeschlossen werden, wenn zahlreiche Traumata des Bürgerkrieges nie aufgearbeitet wurden?

Shehadi: Die grauenhaftesten Kapitel des Bürgerkrieges waren jene Phasen, in denen sich Nachbarn gegen Nachbarn gewandt haben, als es regelrechte Massaker gab. Auf nationaler Ebene haben wir uns nie syste-

matisch damit auseinandergesetzt. Es hat hier keine Wahrheits- und Versöhnungskommission wie in Südafrika gegeben. Stattdessen haben sich die Parteien entschieden, eine generelle Amnestie zu erklären und einfach eine neue Seite in der Geschichte aufzuschlagen – also damit zu leben, dass es unterschiedliche Versionen von Wahrheit gibt. Auf lokaler Ebene konnte mein Ministerium jedoch auch in früheren Jahren bereits viel zur Versöhnung beitragen, indem etwa besetzte Häuser in den Dörfern ihren ursprünglichen Bewohnern zurückgegeben wurden und für die illegal dort einquartierten Menschen neue Gebäude errichtet wurden. Letztlich geht es doch darum, einen endlosen Kreislauf der Rache zu durchbrechen.

Und der Blick in die Zukunft? Wie wird der Libanon aus der tiefen Wirtschaftskrise herauskommen? Und welche Rolle wird Hochtechnologie dabei spielen? Man spürt, dass es hier um ein Herzensanliegen des Ministers geht:

Shehadi: Künstliche Intelligenz (KI) wird beim Wiederaufbau des Libanon eine überragende Bedeutung haben. Wir werden daher die Voraussetzungen schaffen, dass Auslandslibanesen in die Zukunftssektoren unseres Landes investieren. Dabei ist auch eine angemessene Regulierung notwendig, um den Schutz persönlicher Daten und ein hohes Maß an Cyber-Sicherheit zu gewährleisten. Die Bedingungen in unserem Land sind gar nicht so schlecht. An unseren Schulen und Universitäten gibt es viele ganz erstaunliche Talente. Erst in der vergangenen Woche durfte ich einige junge Leute auszeichnen, die in einem Cloud-Computing-Wettbewerb in Shanghai den zweiten und dritten Platz unter Zehntausenden von Studierenden belegt hatten. Libanesinnen und Libanesen an zweiter und dritter Stelle

bei einem großen internationalen Wettbewerb. Das ist doch großartig!

Natürlich brauchen wir Unterstützung für unser Bildungssystem, für die libanesische Wirtschaft, moralische Unterstützung und viele Gebete. Wir sind keine Insel. Wir sind nicht isoliert. Wir sind mit der Welt verbunden – und werden noch enger verbunden sein: Durch Glasfaser-Netzwerke sowie menschliche und wirtschaftliche Netzwerke. Man kann sich egal wo auf diesem Planeten befinden und trotzdem wertvolle Arbeit abliefern. Wir wollen große Datenzentren hier im Libanon aufbauen, wir wollen uns als Teil einer internationalen Wertegemeinschaft vernetzen.

Was erwarten Sie von den weltweiten Kirchen?

Shehadi: Unsere Geschwister weltweit sollten ein besseres Verständnis der Christinnen und Christen im Nahen Osten und besonders in der Levante entwickeln. Wir stehen dafür ein, dass jede Gemeinschaft hier einen Platz hat und hier zu Hause sein kann. Dazu brauchen wir Unterstützung für unser Bildungssystem, moralische Unterstützung, ganz viele Gebete. Alle Gemeinschaften in dieser Region sehnen sich doch nach Frieden und danach, sich fortzuentwickeln. Dieses Miteinander solltet ihr unterstützen!

Das Gespräch führte Uwe Gräbe.

AUS DEM LIBANON: WEINE VON SCHNELLERS BODEN

MAGDALENA-SCHNELLER-WEIN, WEISS

CHARDONNAY, LIBANON



Ein mehrfach prämiierter Chardonnay des traditionsreichen Weingutes Château Ksara. Angebaut werden die edlen Weintrauben auf 900 Meter in der Bekaa-Ebene. „Unser bester Chardonnay gedeiht auf dem Weinberg, den wir von der Johann-Ludwig-Schneller-Schule gepachtet haben“, sagt Charles Ghostine, Manager bei Ksara.

1 Flasche 0,75 l 13,20 €

JOHANN-LUDWIG-SCHNELLER-WEIN, ROT

CUVÉE, RÉSERVE DU COUVENT, LIBANON



Ein ausgezeichnete Cuvée, der die fruchtigen Aromen von Cabernet-Sauvignon, Syrah und Carignan mit einer feinen Vanillenote vereint. Die Trauben reifen auf 900 Meter, ausgebaut wird der Wein in Eichenfässern. Das traditionsreichste und größte Weingut im Libanon, Château Ksara, hat die Weinberge der Johann-Ludwig-Schneller-Schule gepachtet.

1 Flasche 0,75 l 9,30 €

TIPP: Im Online-Shop der Herrnhuter Missionshilfe (HMH) finden Sie weitere Produkte aus dem Nahen Osten, zum Beispiel aus Palästina die Gewürzmischung „Za'tar“, sowie Olivenöl und Olivenseife.

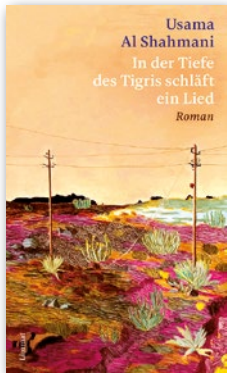
Ihre Bestellung bitte an:

Herrnhuter Missionshilfe e. V.

Badwasen 6 | 73087 Bad Boll

Tel.: (07164) 9421-85

www.moravian-merchandise.org



Usama Al Shahmani

In der Tiefe des Tigris

schläft ein Lied

Roman

Limmat Verlag

Zürich 2025

224 Seiten, 26 Euro

Vom Trauma der Entwurzelung

Bis heute ist die Vertreibung der 800.000 irakischen Jüdinnen und Juden ein Tabu. In Israel, wohin die meisten damals flohen, ist sie kein großes Thema. Diejenigen, die damals aus dem Zweistromland in dem neu gegründeten Staat ankamen, sprachen Arabisch, die Sprache des „Feindes“ und pflegten die Sitten und Bräuche einer orientalischen Kultur. Diejenigen aber, die den jungen Staat prägten, waren europäische Juden aus einer westlichen Kultur und sahen die arabischen Juden als rückständig an.

Für die irakische Gesellschaft dagegen kann der Verlust der Jüdinnen und Juden nicht hoch genug beziffert werden. 1930 war noch ein Drittel der Bewohner Bagdads Juden. Sie trugen überproportional zu Wirtschaft, Handel und Kultur bei. Im Widerstand gegen die verachtete britische Kolonialverwaltung hatte der irakische Nationalismus im deutschen Nationalsozialismus seinen Ideengeber. In kurzer Zeit hatte der Antisemitismus europäischer Provenienz in einer Bevölkerung Wurzeln geschlagen, die auf Jahrtausende der kulturellen und religiösen Vielfalt blickte. Nach etlichen Pogromen endete in den 1950er Jahren nach 2600 Jahren

die jüdische Präsenz im Zweistromland für immer. Heute gelten Juden im Irak als Verräter.

Es ist hilfreich, diesen Hintergrund zu kennen, wenn man den Roman „In der Tiefe des Tigris schläft ein Lied“ liest. Der schweizerisch-irakische Autor Al Shamani erzählt darin die Geschichte des schweizer-israelischen Juden Gadi, der die Asche seines Vaters hälftig in Jerusalem der Erde und in Bagdad dem Tigris übergeben soll. Gadi sträubt sich. Zeitlebens war ihm der Vater fremd geblieben. Aus dessen Aufzeichnungen erfährt er von dessen Kindheit und Jugend in Bagdad und darüber, wie sehr Zakai sich zeitlebens nach der alten Heimat gesehnt hatte. Er liest von den Demütigungen, denen sein Vater und seine Großmutter als arabische Juden im neuen Staat Israel ausgesetzt waren, wie sehr sie sich ihrer Wurzeln schämten. „Ich spüre zum ersten Mal, dass ich etwas in mir trage, das mir nicht gehört“, schreibt Gadi an seine Schwester. „Seine irakische Identität, von der er sich nicht trennen wollte oder konnte und über die wir nichts erfahren sollten, war wie ein verschlossener Raum, zu dem er mir unerwartet den Schlüssel in die Hand gab.“

Mit Nedim, einem Freund, der aus dem Irak stammt und dessen Onkel in Bagdad mit einer der wenigen geheim im Irak lebenden Jüdinnen verheiratet ist, plant Gadi trotz aller Risiken eine Reise in die Heimat des Vaters. In den vier Tagen, welche die beiden in der Stadt am Tigris verbringen, nimmt der Autor seine Leserschaft mit in ein Bagdad, das es so nicht mehr gibt. Die Viertel, in denen einst jüdisches Leben blühte, sind heute heruntergekommen. Nichts erinnert mehr an die Juden von einst. Nur noch die Erzählungen von Myra, Nedims jüdischer Tante,

lassen das selbstverständliche Miteinander einer multireligiösen Nachbarschaft erahnen.

Es ist ein verstörendes Buch, das man nicht so schnell aus der Hand legen kann. Was damals den irakischen Juden passierte, was sie als Flüchtlinge in der Fremde erdulden mussten, erfahren im Nahen Osten bis heute Millionen Christen, Jesiden, Kurden oder auch Palästinenser. Vertreibung und Entwurzelung ganzer Gemeinschaften sind nicht nur eine humanitäre Katastrophe, sondern ein Trauma, das Gesellschaften und Individuen über Generationen hinweg prägt. Umso wichtiger sind solche Bücher.

Katja Dorothea Buck

Eine Schablone für den gesamten Nahostkonflikt

Mit „Palästina 1936“ hat der US-amerikanische Journalist und Historiker Oren Kessler einen wichtigen Mosaikstein im Gesamttabelleau des Nahostkonflikts vorgelegt. Denn über den Großen Aufstand der arabischen Bevölkerung gegen die britische Mandatsmacht und die jüdische Einwanderung gibt es bisher nur wenig zu lesen. Dabei kann das, was zwischen 1936 und 1939 im damaligen Palästina passierte, als konstituierend für den gesamten Nahostkonflikt gelesen werden.

Bereits in den 1920er Jahren war das Zusammenleben zwischen Juden und Arabern im britischen Mandatsgebiet angespannt. Die zionistische Idee von einer jüdischen Heimstatt in Palästina hatte in der Diaspora viele Ausreisewillige gefunden, die sich gerne auf den Weg ins Heilige Land machten. Und mit der Machter-



Oren Kessler

Palästina 1936.

Der Große Aufstand
und die Wurzeln des
Nahostkonflikts

Hanser, München 2025

384 Seiten, 28 Euro

greifung der Nazis in Deutschland 1933 suchten immer mehr Jüdinnen und Juden Schutz vor Verfolgung in Palästina. Je stärker die jüdische Bevölkerung wuchs, desto beunruhigter wurde die arabische Seite. Die Spannungen entluden sich in Gewalt.

Die britische Mandatsverwaltung zeigte sich überfordert und tat das, was sie in ihren Kolonien schon früher bei Aufständen getan hatte: Sie reagierte mit massiver militärischer Gewalt. Nach drei Jahren waren 500 Jüdinnen und Juden getötet worden, 250 Briten und 5000 bis 8000 Araberinnen und Araber.

Oren Kessler macht in dem Aufstand fatale Grundmuster aus, die sich bis heute durch den Nahostkonflikt ziehen. Wie damals sind es auch heute immer wieder die zum Kompromiss Unfähigen auf beiden Seiten, welche den Lauf der Dinge bestimmen. Gut herausgearbeitet ist zum Beispiel die zweifelhafte Rolle, welche der Jerusalemer Großmufti Hadschi Amin al-Husseini spielte. Man könnte sich im Nachhinein die Haare raufen, dass die Briten ausgerechnet diesen als Judenhasser bekannten Hardliner auf Lebenszeit als Großmufti von Jerusalem ernannten und nicht jemanden vom Schlag eines Musa Alami, der immer wieder nach Lösungen suchte, die für alle Beteiligten akzeptabel waren.

Genauso könnte man aber auch ver zweifeln angesichts der Tatsache, dass die Briten als Reaktion auf den Aufstand 1939 in Palästina einen Einwanderungsstopp von Jüdinnen und Juden verhängten – ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, wo die jüdische Gemeinschaft in Europa dringender denn je einen sicheren Hafen gebraucht hätte.

Für die arabische Bevölkerung selbst war der Aufstand ein Desaster. Mit ihrem sechsmonatigen Generalstreik hatten sie ihre eigene Wirtschaft massiv geschädigt, während die zionistische Seite, so Kessler, aus dem Aufstand die Lehre zog, dass ein eigener Staat nur mit massiver militärischer Macht geschützt werden kann.

Erzähltechnisch folgt Oren Kessler einzelnen Protagonisten auf jüdischer, arabischer und britischer Seite durch die entscheidenden Jahre. Gleichzeitig hält er sich streng an historische Quellen und verzichtet auf Interpretationen. So ermöglicht er, die verschiedenen Perspektiven unvoreingenommen wahrzunehmen.

Katja Dorothea Buck

Farbenreicher Alltag in Palästina

Das Buch von Alena Jabarine liest sich wie eine Liebeserklärung. Voller Wärme erzählt sie Episoden aus den Kindheitssommern bei ihren Verwandten in Umm al-Fahem, einer arabischen Stadt auf israelischem Staatsgebiet, sowie aus ihren knapp drei Jahren als Journalistin im Westjordanland, wo sie für eine deutsche Stiftung mit Sitz in Ramallah arbeitete. Dabei verschleiert sie nicht Bedrängnis und Sorgen, die überall auf ihrer per-



Alena Jabarine

Der letzte Himmel

Meine Suche

nach Palästina.

Ullstein-Verlag

Berlin 2025

384 Seiten, 22,99 Euro

sönlichen Suche nach Palästina zu finden sind; im Gegenteil, die zahlreichen Episoden im Buch öffnen genau dafür die Augen, ohne jedoch die Schönheit, die sich in Menschen und Orten findet, aus den Augen zu verlieren.

Ihre Erzählungen zeichnen ein farbenreiches Bild palästinensischer Lebensrealitäten und vermögen es, Tatsachen über die politische Lage, die Historie, über den palästinensischen Alltag unter israelischer Besatzung und im israelischen Staatsgebiet mit Leben und anschaulichen Geschichten zu füllen. Ihre Begegnungen mit verschiedenen Menschen an unterschiedlichen Orten zeigen, wie vielfältig die Erfahrungen und Positionen innerhalb der palästinensischen Gesellschaft sind.

Jabarine nimmt uns mit auf ihre persönliche Reise: auf ein Diplomatenreffen mit Yasir Arafat während der zweiten Intifada, auf einen Spaziergang mit einem Freund durch das Geflüchteten camp Dheisheh, in das Haus einer Freundin in Hebron, wo sie nachts von der israelischen Armee aus dem Bett geholt wird, auf eine Autofahrt mit der israelischen Journalistin Amira Hass, und vieles mehr. Jabarines Beobachtungsgabe und kluge Reflexion vermitteln dabei Einblicke in die beweg-

ten Leben der Menschen und schaffen ein einfühlsames Buch, das nicht aus der Hand gelegt werden möchte und selbst bei den Lesenden eine tiefe Sehnsucht erweckt.

Der Titel des Buches „Der letzte Himmel“ entstammt einem Gedicht des palästinensischen Dichters Mahmoud Darwish und steht für die Beengtheit der palästinensischen Bevölkerung, deren Leben immer mehr unter israelische Kontrolle gerät. Der Titel steht zugleich aber auch für die Beengtheit, die Jabarine seit ihrer Rückkehr nach Deutschland empfindet, wo das differenzierte Reden über Palästina nur wenig Raum bekommt. Ihre persönlichen Erzählungen sind ein Versuch, Geschichten gehört zu machen, die sonst wenig Beachtung finden. Aber ist es nicht genau das Wahrnehmen verschiedener Narrative und Lebensrealitäten, das Empathie und Verständnis befördert? Möge dieses wichtige Buch viel Gehör finden.

Antonia Kura

Zwischen Schönheit und Abgründen

„Frau im Mond“ ist ein Roman, in den man hineingesogen wird, auch wenn man manchmal aus dem Erzählfluss förmlich herauskatapultiert wird, weil sich plötzlich alles auf einer anderen Ebene abspielt. Der Plot beruht auf einer wahren, aber in Vergessenheit geratenen Geschichte: In den 1960er-Jahren forscht eine kleine Gruppe von Studierenden um einen Professor an der armenisch-evangelischen Haigazian-Universität in Beirut an der Entwicklung von Raketen und schafft es tatsächlich, eine Rakete bis ins All fliegen zu lassen. All das in einer Zeit, in der die

USA und Russland sich einen Wettkampf um den ersten Flug zum Mond liefern.

Pierre Jarawan ist durch Zufall auf diese Geschichte gestoßen. Seine Biographie ist eng mit dem Libanon und dem Nahen Osten, ja sogar mit den Schneller-Schule



Pierre Jarawan

Frau im Mond

Berlin Verlag

Berlin 2025

496 Seiten

26,00 Euro

len verbunden. Seine Eltern hatten sich an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon kennengelernt und arbeiteten später aufgrund des Bürgerkriegs an der Theodor-Schneller-Schule in Amman, wo der Autor zur Welt kam.

Den zeitlichen Bogen seines Romans spannt Jarawan über insgesamt hundert Jahre und endet im Jahr 2020 am Tag der heftigsten nicht nuklearen Detonation der Menschheitsgeschichte im Hafen von Beirut. Die Lebensfäden der Protagonistinnen und Protagonisten sind wie sein eigener schicksalhaft mit dem Libanon verwoben, selbst wenn sie noch nie dort gelebt haben, oder schon lange nicht mehr dort leben. Doch alle sind Teil eines Familiengewebes wie ein fein gewobener Teppich, dessen Muster bei genauer Betrachtung und Kenntnis der Hintergründe ein Geheimnis enthüllt. Und der Libanon zeigt sich als ein Land voller Schönheit, in dem gleichzeitig die menschlichen

Schicksale so abgründig und tief sind wie die Schluchten, die seine Gebirge durchziehen.

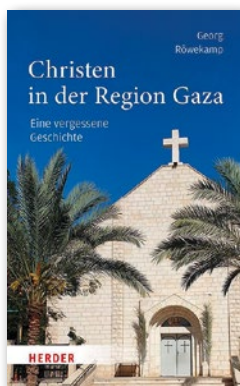
Jarawan erzählt nicht nur eine spannende und erinnerungswürdige Geschichte, sondern beleuchtet in seinem vielschichtigen Roman auch einfühlsam die Situation von Menschen, die fern ihrer Heimat leben und davon, wie sich in der zweiten und dritten Generation der Bezug zur ursprünglichen Heimat verändert. In seiner Erzählweise bedient er sich gekonnt der Perspektivenvielfalt des Kinofilms. Nebenbei erfährt man viele interessante Fakten, die zeigen, mit wie viel Entdeckerfreude Jarawan selber durch die Welt geht. Frau im Mond ist trotz oder gerade wegen seiner Länge ein unbedingt lesenswerter Roman!

Andreas Maurer

„Das Nachtragen überwinden“

Nein, wie auf dem Titelbild sieht die markante Fassade der katholischen Kirche zur Heiligen Familie in Gaza heute nicht mehr aus. Am 17. Juli, nur wenige Tage nach Veröffentlichung des Buches, traf eine israelische Panzergranate nur knapp unterhalb des Giebelkreuzes, und abermals gab es Tote und Verletzte.

Georg Röwekamp, zuletzt Leiter des Pilgerhauses in Tabgha am See Genezareth und davor Repräsentant des Deutschen Vereins vom Heiligen Land (DVHL), nimmt seine Leserschaft auf eine Reise durch die 1700-jährige Christentums-geschichte in der Region Gaza mit. Es ist eine unendlich reiche Geschichte, die man sich angesichts der gegenwärtigen Verwüstungen kaum noch vorstellen kann. Hier nahm das monastische Leben



Georg Röwekamp

Christen in der Region Gaza

Eine vergessene

Geschichte

Herder, Freiburg 2025

168 Seiten, 20,00 Euro

im Heiligen Land um das Jahr 330 seinen Anfang. Das Christentum setzte sich allerdings nur langsam im 5. Jahrhundert durch, teilweise unter Einschluss vorchristlicher Mythen durch. Die theologischen Debatten um die im Konzil von Chalzedon (451) formulierte Zwei-Naturen-Lehre waren hier bodenständiger als anderswo. Es gab zahlreiche Kirchen und Klöster, sowie eine bedeutende Rhetorikschule, die auch die reiche christliche Präsenz bezeugte.

Durch die vom Islam geprägten Jahrhunderte hindurch hatte diese Präsenz – wenn auch zahlenmäßig klein – Bestand und wurde zur Anlaufstelle vieler Pilger auf dem Weg nach Jerusalem. Eng mit dem DVHL verbunden ist die Gründung der katholischen Gemeinde, die hier neben Orthodoxen und Anglikanern (sowie ganz wenigen Baptisten) präsent ist.

Verloren sind die archäologischen Zeugnisse jener reichen Geschichte, die beispielsweise von 2008-2023 im nördlichen Gazastreifen verwahrt wurden. Neben Menschenleben hat der Krieg auch solche Kulturgüter größtenteils vernichtet und den Menschen damit ihre Geschichte genommen. Als „hyper-surreal“ erscheint die Gegenwart, in der die wenigen verbliebenen Christinnen und Christen vor Ort an der orthodoxen St.-Porphyrios-Kirche, der katholischen Kirche zur Heiligen Fa-

milie und dem anglikanischen Ahli Arab Hospital mit seiner Philippus-Kapelle weiterhin unverdrossen ihren Dienst an den Binnenflüchtlingen und Verwundeten tun.

„Das Nachtragen überwinden“ sei, so Röwekamp, die Perspektive der einstigen Gaza-Mönche gewesen, die im Engagement der lokalen Geschwister bis heute ihren Widerhall finde. Womöglich ist diese Geschichte heute an ihr Ende gelangt. Aber, so Röwekamp mit den Worten des Patriarchen Pizzaballa, der auch ein Vorwort geschrieben hat: „Solange es solche Christen in Gaza gibt, gibt es Hoffnung.“ Eine kühne Hoffnung.

Uwe Gräbe

Zwischen Privileg und Abschiedsschmerz



Silke Schmidt,
Tabea Schünemann (Hg.)
**Das Glück ist
in den kleinen Dingen**
Gedichte und Gedanken
zum Libanon
Tredition,
Ahrensburg 2025
144 Seiten, 16,90 Euro

Was macht man, wenn man ein Studienjahr im Libanon nach nur wenigen Wochen abrechnen muss – weil der Krieg plötzlich bedrohlich nah kommt? Was macht man, wenn man sich in allem Abschiedsschmerz des Privilegs bewusst wird, gehen zu können an einen sicheren

Ort, während gerade liebgewonnene Menschen in Gefahr bleiben? Silke Schmidt und Tabea Schünemann haben ein „Lebanon Poetry Project“ begonnen. Nachdem die Verantwortlichen des „Studiums im Mittleren Osten“ (SiMO) sie Ende Oktober 2023 von der „Near East School of Theology“ (NEST) in Beirut zurückgerufen hatten, haben sie Freundinnen und Freunde innerhalb und außerhalb des Libanons um kurze Texte gebeten.

Daraus ist nun dieses Buch mit Gedichten und Kurzprosa in drei Sprachen (Deutsch, Englisch, Arabisch) geworden, dazwischen einzelne Fotos und die in kräftigen Farben gehaltenen, abstrakten Gemälde der afghanischstämmigen Künstlerin Zohra Soori. Stets geht es dabei um den Krieg, den Libanon, Aufbrechen und Ankommen, Verwüstungen an Land und Menschenseelen, kognitive Dissonanzen zwischen Deutschland und Nahost...

Zuweilen sind die Beiträge politisch, dann wieder zornig, geradezu deprimiert, tief nachdenklich – aber hin und wieder auch: mit einem Funken von Hoffnung versehen. Wie ein Cantus Firmus taucht die Frage auf: Wie geht es dir? Bist du OK? Gestellt in wechselseitigen Dialogbeziehungen, die intensiver sind, als man es sich nach wenigen Wochen eines Studienjahres vorstellt. Und dann die Ratlosigkeit, die eine solche Frage im Kontext von Tod und Zerstörung auslöst. Wer sich der Absurdität einer schon viel zu lange andauernden Kriegsdynamik aussetzen mag, sollte zu diesem einzigartigen Buch greifen.

Uwe Gräbe



Orientalischer Kirchenkalender 2026

Das Evangelische Salam-Center (ehemals: Arabische Evangelische Gemeinde Stuttgart) gibt auch für das kommende Jahr wieder einen Kalender heraus, der 2000 Jahre christlichen Glauben im Nahen Osten in den Blick nimmt und zur Fürbitte aufruft.

In Fotos und Texten (Deutsch, Englisch, Französisch, Arabisch) wird die Vielfalt christlichen Zeugnisses inmitten von Bedrängnis und Verfolgung vorgestellt. Der DIN A4-Kalender „Christlicher Orient heute“ kann für 8 Euro bestellt werden bei heidi.josua@salam-center.de oder bei: Evangelisches Salam-Center Herrenwiesen 4, 71554 Weissach im Tal

Weiter so!

Vielen Dank für den neuen Schneller-Boten, besonders auch für den großen Anteil von vielseitigen Bücher-Rezensionen in jeder Ausgabe. In dieser Ausgabe waren es be-



sonders die Überlegungen zum „Siedlerkolonialismus“ – ausgehend von der Gründung vieler amerikanischer Universitäten auf Indianer-Gelände.

Es gibt so viele historische Entwicklungen, die auf Gewalt und Ungerechtigkeit beruhen, aber nicht „rückgängig“ gemacht werden können, dennoch anerkannt und gewürdigt werden sollten. Weiter so!

Pfarrer i.R. Dr. Jürgen Quack, Reutlingen

140. Jahrgang, Heft 3/4, Dezember 2024

Herausgeber:
Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS)
in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich),
Dr. Uwe Gräbe, Leonhard Ayasse

Übersetzungen aus dem Englischen:
Katja Dorothea Buck, Chris Blowers

Vogelsangstraße 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39

E-Mail: evs@ems-online.org | www.evs-online.org
Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: keipertext.com | Martin Keiper

Druck: Druckerei Maier GmbH, Rottenburg
Auflage: 10.000

Kontaktadresse Schweizer Verein für die
Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS):
Pfr. Ursus Waldmeier, Rüt mattstrasse 13, CH-5004 Aarau
Spendenkonto Post: CH62 0900 0000 4001 1277 8
Spendenkonto Bank: CH47 8080 8001 8975 0443 1
info@schnellerschulen.org | www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich.
Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag
als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Das Schneller-Magazin gibt es im Internet auch auf
Englisch: www.ems-online.org/en/schneller-magazine



*Der Gott der Hoffnung erfülle euch
mit aller Freude und Frieden im Glauben,
dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung
durch die Kraft des Heiligen Geistes.*

Römer 15,13



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart | Tel. (0711) 636 78-39



Der EVS ist Mitglied in der
Evangelischen Mission in Solidarität e.V.

Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.
Sie freuen sich, wenn Sie diese Arbeit unterstützen.

Spenden für den EVS:

Evangelische Bank eG IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:

Evangelische Bank eG IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37